

Frankfurter Allgemeine

magazin

NOVEMBER 2019



**SCHAUT
AUF DIESE
FRAU!**


PATEK PHILIPPE
GENEVE



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK
BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION

MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE UNSERER PARTNER IN DEUTSCHLAND
FINDEN SIE AUF PATEK.COM

AACHEN Ulrich und Knorren | AUGSBURG Hörli | DÜSSELDORF Blome | FÜRTH Kuhnle | INGOLSTADT Dührkoop | KÖLN Gadebusch · Gadoro
MÖNCHENGLADBACH Kriebler | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch | MÜNCHEN Bauer | MÜNSTER Oeding-Erdel
OSNABRÜCK Oeding-Erdel | REGENSBURG Mühlbacher | STUTTGART Kutter | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner | WÜRZBURG Fischer



CHANEL

#HANDBAGCHANEL19



TIFFANY & CO.

Elsa Peretti
Elsa Peretti® Diamonds by the Yard®

HILDE FÜR HEUTE

Jetzt kommen wir auch noch mit einem historischen Titel heraus, ausgerechnet am 9. November, dem „Schicksalstag“ der Deutschen. Es ging gar nicht anders, obwohl es hier keinen Jahrestag zu begehen gilt. Und es passt dann auch wieder sehr gut. Denn auf dem Titel unserer Ausgabe ist doch wirklich Hildegard Knef, auf einem Foto, das vor dem heutigen Tag kaum ein Mensch gesehen hat, außer dem Fotografen und dem Mitarbeiter einer Fotoagentur, der die sensationellen Aufnahmen aus dem Herbst 1946 falsch eingetütet hat. Der Kulturhistoriker Stefan Pegatzky hat diese Dokumente der Zeitgeschichte den Archiven und dem Vergessen entrissen. Wir veröffentlichen sie hier nach allem, was man weiß, zum ersten Mal. Hildegard Knef? Das ist eine Art Schicksalsfrau der Deutschen, Sängerin, Schauspielerin, Autorin, die weltbekannt wurde, als diese Fotos entstanden, weil der Film „Die Mörder sind unter uns“, in dem sie die Hauptrolle spielte, gerade herauskam. Der Krieg, das Elend, die Schuld, die Liebe, die Hoffnung – alles drin. All das ist auch auf den Fotos zu sehen, die im Herbst des ersten Nachkriegsjahrs entstanden, bevor der „Hungerwinter“ einsetzte. Verblüffend, wie diese Schauspielerin, die bald nach Hollywood ging, eine ganze Generation prägte. Das sagte mir erst vor kurzem Carine Roitfeld, eine Französin, ausgerechnet. Als sie gerade Chefredakteurin der französischen „Vogue“ geworden war und Karl Lagerfeld beim Lunch etwas näher kennenlernen wollte, erzählte sie ihm, um ihre Deutschland-Kenntnisse zu beweisen, ihr Vater, ein russischer Emigrant, der lange in Berlin lebte, habe immer von Hildegard Knef erzählt. Lagerfeld, der alte deutsche Filme liebte, war begeistert. Zwei Tage später fand „Madame Roitfeld“, wie er sie immer nannte, einen Stapel DVDs mit Knef-Filmen in der Post, von ihm zusammengestellt. Wie ein Gruß aus der Ferne muten auch die Fotos in diesem Heft an. Sie erinnern uns an Zeiten, als Schönheit ein Hoffnungsschimmer war, keine Ramschware vom Grabbeltisch, als Kinderspielzeug aus Kriegsmunition den meisten schon wie die Verheißung einer besseren Zukunft erschien, als die Stars noch nicht aus dem Dschungel kamen, sondern geradewegs aus der Hölle. Vielleicht bringt uns das an diesem Schicksalstag weiter. *Alfons Kaiser*



BVLGARI

ROMA

SERPENTI
BVLGARI.COM

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Dr. Matthias Alexander, Dr. Reiner Burger, Leonie Feuerbach, Timo Frisch, Aylin Güler, Martin Hüfnermann, Jannin Joubert, Kiki Kausch, Cornelius Lange, Fabian Lange, Roland Lindner, Dr. Stefan Pegatzky, Julika Reese, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Spehr, Sabine Spieler, Bernd Steinle, Thilo Thielke, Artur Weigandt, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskünfte erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

LAYOUT:
Verena Lindner, Anja Tischulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg



ALPINE EAGLE

Mit seinen klaren eleganten Linien ist Alpine Eagle die zeitgemässe Interpretation einer Vorgängerkone. Das Chronometer zertifizierte eigene Automatikwerk Chopard 01.01-C ist in ein 41 mm Gehäuse eingebettet. Dieser bemerkenswerte Zeitmesser ist aus Lucent Stahl A223 gefertigt, einem exklusiven, extrem widerstandsfähigen Metall, dem Resultat von vier Jahren Forschung und Entwicklung. Er ist der Beweis für die herausragende uhrmacherische Kompetenz unserer Manufaktur.

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestrasse 16, +49 (0)69 92887880



KIKI KAUSCH lebt in Berlin, zieht aber auf der Suche nach Geschichten dauernd mit ihrer Kamera um die Welt. Ihre Fotokarriere begann mit einem Bild von Karl Lagerfeld, der sie „young talent“ nannte. Für ihre Serie „3 Minutes with ...“ hatte sie Stars wie Quentin Tarantino, Justin Timberlake und Michael Douglas vor der Kamera. Für uns begleitete sie Pilotinnen im Cockpit (Seite 66). Das sind erst Stars!



JENNIFER WIEBKING, Redakteurin dieses Magazins und des Ressorts Leben unserer Sonntagszeitung, und die Modedesignerin Rosie Assoulin (links) trugen zum Treffen an einem Dienstagmittag beide lange Röcke. Um aktuelle Kleiderordnungen ging es dann auch im Gespräch. Die New Yorkerin überwindet mit ihrer Mode viele Grenzen – unter Einsatz von bodenlangen Röcken in der Tagesbekleidung. (Seite 26)



STEFAN PEGATZKY hat nach langer Suche Fotos von Hildegard Knef gefunden, die niemand für möglich gehalten hätte (Seite 30). Aus New York erreichten ihn Kopien einer falsch abgelegten und bisher unbekannt Serie, die Walter Sanders Ende 1946 auf dem Schwarzmarkt am Potsdamer Platz aufgenommen hatte. Pegatzky, Inhaber der Online-Fotogalerie Time Tunnel Images, zeichnet die Story nach.

FOTOS: KIKI KAUSCH, PIERGIORGIO DANELLA, KAI NEDDEN, KILIAN BISHOP, PRIVAT

MITARBEITER

ROLAND LINDNER, Korrespondent dieser Zeitung in New York, und Pier Giorgio Danella, der im Management einer Stuttgarter Bank arbeitet und nebenher Fotoreportagen macht, standen im Amish Country vor einer Herausforderung: Die Menschen dort lassen sich nur ungern fotografieren – das hängt mit dem biblischen Bilderverbot zusammen. Eine Ausnahme ist Lizzie Zook. Sie gehört einer konservativen Gruppe der Amischen an und hält sich an viele Regeln. Bei manchen Dingen nimmt sie es aber zum Glück nicht ganz so genau. (Seite 44)



LYNN SCHMIDT wird wenig Zeit haben, die Fotostrecke, die sie für dieses Heft produziert hat (Seite 56), in Ruhe anzuschauen – obwohl sich der Schmuck in der Spüle gewaschen hat. Denn auch an diesem Wochenende arbeitet sie für uns, an Geschenke-Seiten für die Weihnachtsausgabe. Im Herbst gut beschäftigt zu sein, das kennt die Stylistin aus München, die zwölf Jahre lang bei der deutschen „Vogue“ arbeitete und seit sechs Jahren selbständig ist. Lynn Schmidt, die aus Hamburg stammt, lernte bei John Neumeier Ballett und arbeitete bei Jil Sander, bevor sie ihr Stilgefühl für Styling-Jobs nutzte – und Models wie Nadja Auermann oder Stars wie Hilary Swank einkleidete. Der Vorteil der Haute Joaillerie: Sie macht beim Shooting alles mit und beschwert sich nicht. Der Vorteil unserer Strecke: Valentin Jeck, der den Schmuck ins Bild setzte, ist einer ihrer Lieblingsfotografen. Da merkt man fast gar nicht, dass man arbeitet.



BOSS



BOSS WATCHES AVAILABLE THROUGH MGI-TWC GMBH. PHONE +49 7361 55 616 0



Schluss mit dem Winterblues: Was tun, damit die dunkle Jahreszeit nicht auf Gemüt schlägt? Leo Lionni hatte in seinem Kinderbuch „Frederick“ eine Idee. (Seite 42)



Modeschmuck ade: Diamanten werden immer beliebter. Wir setzen wertvolle Stücke an Orten in Szene, wo man sie selten sieht. (Seite 56)



ZUM TITEL

Walter Sanders fotografierte Hildegard Knef im Herbst 1946 auf einem Schwarzmarkt in Berlin.

- 22 KLAUS MEINE
- 24 KAT MENSCHIK
- 38 TONI GARRN
- 78 FRÉDÉRIC MALLE
- 82 CHARLOTTE LINGGAARD

DESIGN Die Leuchten von Axel Meise sind von technischer Raffinesse. *Seite 40*

JOURNALISMUS Ein gutes Interview hat eine Dramaturgie wie ein Theaterstück. *Seite 48*

SCHÖNHEIT Der Dermatologe Stefan Duve spricht über Risiken von Botox und Fillern. *Seite 70*

REISE Wer im heißen Death Valley wandern gehen möchte, muss früh aufstehen. *Seite 75*

GENUSS Der trockene Sommer 2018 hat nicht allen Spitzenweinen gut getan. *Seite 76*

TECHNIK Mit dem Surface Neo wirft Microsoft einen Blick in die Zukunft des Notebooks. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 17. November bei.
Internet: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Für immer auf Safari: Ein Deutscher hat sich in Zimbabwe mit dem Wildschutzgebiet Sango einen Traum erfüllt. (Seite 72)



Aus alt mach neu: Viele Uhren von 2019 sind Neuinterpretationen von Klassikern. (Seite 36)

FOTOS: THLO THELME, VALENTIN MECK, HERSTELLER, ABBILDUNG LEO LIONNI/FREDEKICK (1967/2003) BELTZ & BELBERG IN DER VERLAGSGRUPPE BELTZ/WEINHEIM BASEL

Vor vierzig Jahren

Polizisten mit Helmen vor einem besetzten Haus im Frankfurter Westend, von Scheinwerfern hell erleuchtet. Das Motiv kommt dem Betrachter bekannt vor, selbst wenn er das von Lutz Kleinhans aufgenommene Foto noch nie zuvor gesehen hat. Es setzt im Kopf einen Film in Gang von dem Häuserkampf, der in der ersten Hälfte der siebziger Jahre Frankfurt und das ganze Land in Atem gehalten hat. Damals war es immer wieder zu Straßenschlachten zwischen Polizei und Hausbesetzern gekommen, die mit Schlagstöcken und Steinen aufeinander losgingen.

Doch der erste Eindruck täuscht: Die Zeit martialischer Konfrontation ist vorbei, als Kleinhans am 13. November 1979 dieses Foto von den Häusern Bockenheimer Landstraße 140 b und 142 macht, einem Gründerzeitbau und einem schmucklosen Nachkriegsgebäude. Die Stadtregierung hat da längst unter dem Eindruck des Bürgerprotests eingelenkt und die rücksichtslose Beseitigung von historischer Bausubstanz zugunsten gesichtsloser Bürobauten im Westend beendet.

Die Besetzer vom November 1979 gehören einer neuen, friedfertigeren Generation an. Sie kündigen an, die besetzten Häuser kampflös zu verlassen, sobald die Polizei zur Räumung schreitet. Noch am gleichen Abend ist es soweit. Einige lassen sich von den Beamten hinaustragen, das ist aber schon das stärkste Zeichen von Widerständigkeit.

Bei den Besetzern handelt es sich um etwa 25 Studenten. Sie wollen öffentlichkeitswirksam auf ihre Wohnungsnot aufmerksam machen und erhoffen sich Unterstützung von der Universität, der die beiden besetzten Häuser gehören. Doch der Universitätspräsident weist darauf hin, dass er sie dringend für Lehre und Forschung benötigt. Er verspricht lediglich, das Problem in den ohnehin anstehenden Gesprächen mit dem hessischen Kultusminister anzusprechen. Das genügt, um die Situation zu befrieden.

Die Studenten sind nicht allein mit ihren Sorgen. Der Frankfurter Wohnungsmarkt ist zu dieser Zeit vollkommen aus dem Gleichgewicht. Ein Autor dieser Zeitung schreckt in jenen Wochen nicht vor einem dramatischen Vergleich zurück: „Die Lage auf dem Frankfurter Wohnungsmarkt gleicht immer mehr der Not der ersten Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Einer ständig steigenden Zahl von Wohnungssuchenden steht ein nur noch unzureichendes Angebot gegenüber.“ Tatsächlich sind in Frankfurt im Vorjahr nur 300 Mietwohnungen gebaut worden.



Aus der F.A.Z. vom 14. November 1979: „Der Aufmarsch der Polizei beendete gestern am späten Nachmittag die Besetzung von zwei Häusern an der Bockenheimer Landstraße. Studenten hatten mit der Maßnahme demonstrativ auf ihre schlechte Wohnungssituation hinweisen wollen.“

Foto Lutz Kleinhans

DIOR

DER LÜGNER

**MANFRED OTTO
"IBRAHIM" BÖHME
•1944 - †1999**

I. Ibrahim Böhme war der schillernde Shootingstar der untergehenden DDR. Im Oktober 1989 hatte der oppositionelle Feingeist illegal die Ost-SPD neu mitgegründet.

II. Kurze Zeit später wurde der charmante Lyriker und Theatermacher der Spitzenkandidat für das Amt des DDR-Ministerpräsidenten bei der ersten freien Wahl zur Volkskammer. Die Presse und SPD-Granden aus dem Westen umgarnen ihn.

III. Ein Sieg Böhmes galt als gewiss. Doch dann verlor Böhme überraschend die Wahl 1990, und auch eine weitere Bombe platzte: Böhme war seit 1968 als IM für die Stasi tätig gewesen.

IV. Der Mann, der über viele Jahre fester Teil der intellektuellen Opposition der DDR gewesen war, hatte noch bis zum Mauerfall eiskalt seine engsten Freunde und Weggefährten ausspioniert. Selbst sein Vorname entpuppte sich als Lüge, weite Teile seiner Biografie ebenso.

V. Die Beweise waren erdrückend. Bei ihrer Rekrutierung hatte die Stasi Böhme eine „Unfähigkeit, tragfähige, gefühlsmäßige Bindungen zu anderen Menschen zu entwickeln“, als besondere Eignung attestiert.

VI. Böhme tauchte zunächst in der Toskana unter. Später legte er alle Parteilämter nieder. Es erscheint wie Hohn, dass man ihn trotz der immensen Beweislast noch im September 1990 zum Polizeibeauftragten von Ost-Berlin ernannte.

VII. 1992 warf man ihn aus der SPD. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er von Krankheit gezeichnet als Sozialhilfeempfänger zurückgezogen in einer Einzimmerwohnung in Berlin-Prenzlauer Berg. Bis zu seinem Tod leugnete Böhme jegliche IM-Tätigkeit. Ein Stasi-Psychiater schrieb einst in einem Gutachten über ihn: „Psychopathen wie Böhme bleiben immer Psychopathen.“

Von Simon Schwartz

Alles beginnt mit einem Traum



PRÊT-À-PARLER



THAT SICHERHEITSNADEL!

Lederjacken werden mit den Jahrzehnten immer besser, angeblich. Immerhin: Das Zeug, das sich in den Taschen der Jacken mal angesammelt hat, erscheint umso kurioser, je länger die Jacke eingemottet war. Wer Glück hat, findet noch ein abgegriffenes D-Mark-Stück, das gegen einen Euro aus heutiger Sicht erschreckend flach und matt wirkt. Oder Buttons. Oder noch simpler und trotzdem historisch bedeutsam: Sicherheitsnadeln.

Der Mainstream hat sie seitdem längst einkassiert, so wie das Tattoo oder den Reifen im Ohr, mit dem sich das Loch im Ohrfläppchen ad absurdum weiten lässt, ohne dass man noch irgendjemanden schockieren würde. Was ist dagegen schon eine Sicherheitsnadel? Ein geradezu filigranes Accessoire. Die Modelle von Saskia Diez (1) in Gold mit Perlen und Steinen, die für den Geburtsmonat stehen, zeigen es. Dabei ging es eben mit der Sicherheits-

nadel los. Als Tätowierungen noch ein sozialer Marker waren und kein Zeichen von Trendbewusstsein, als man noch mit D-Mark zahlte und noch nicht mit Euro, traute sich die Luxusbranche zunächst ganz vorsichtig an die Sicherheitsnadel heran. Das ergab einen radikalen Look, und zwar nicht nur bei jemandem wie Alexander McQueen oder Vivienne Westwood. Im Jahr 1994 entwarf Gianni Versace ein Kleid, das fortan nur noch „That Dress“ genannt wurde. Elizabeth Hurley trug es bei der Premiere des Films „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“. Es schien nur notdürftig von Sicherheitsnadeln gehalten zu werden. Dem Haus Versace verhalf es in dieser Zeit zu ungeahnter Bekanntheit.

Man bezieht sich in Mailand noch heute auf diesen Moment, auch in dieser Saison – mit Modeschmuck in Gold (2). Mit Ketten, die Medusenköpfe zieren, zusam-

mengehalten von Sicherheitsnadeln. Darum ging es ja immer: Die Sicherheitsnadel war ein Mittel der Identifikation, simpel genug, dass sie es über Jahrzehnte bleiben konnte, dass jeder, der mochte, sich bedienen und so doch einer ganz bestimmten Gruppe, also den Punks, zugehörig fühlen konnte. So war es in der Bundesrepublik der achtziger Jahre, so war es auch zur selben Zeit in der DDR. An diesem Samstag, an dem man zurückblickt und sich erinnert, kann man auch in ihr ein Symbol der Wiedervereinigung sehen.

Was an der Sicherheitsnadel heute baumelt, ist hingegen beliebig. Auch zwei gehäkelte Herzen von Prada (3) gehören dazu, als Brosche. Kaum möglich, so eine Handarbeit heute in derselben Lederjacke von damals zu finden wie eine Sicherheitsnadel. Eher stößt man da schon auf die Groschen von damals. (jwi.) Foto Frank Röth



VICENZA

FOPE

DAL 1929

fope.com



SNEAK AROUND (13) HOKA ONE ONE X ENGINEERED GARMENTS BONDI B

Hinter jedem Laufschuh steckt eine Geschichte. Der Hoka One One Bondi, der 2011 auf den Markt kam, ist keine Ausnahme: Die Franzosen Nicolas Mermoud und Jean-Luc Diard wollten 2009 einen Laufschuh entwickeln, mit dem sie schneller bergab laufen konnten. Dafür gründeten die beiden ehemaligen Salomon-Mitarbeiter Hoka One One (ausgesprochen: O-Nay O-Nay), was auf Māori so viel bedeutet wie „über die Erde fliegen“.

Die beiden Franzosen orientierten sich an technologischen und gestalterischen Fortschritten beim Laufen sowie an vielen anderen Sportarten wie Skifahren, Snowboarden, Mountainbiken, Golf und Tennis. Vor allem aber ließen sie sich vom Trailrunning inspirieren, einer Sportart, bei der es oft steil bergauf und bergab geht. In kürzester Zeit kreierten Mermoud und Diard den Bondi B. Als der Schuh 2011 auf den Markt kam, war das eine Überraschung in einem Laufsportmarkt, in dem Schuhe mit flachen Sohlen dominierten. Dennoch lief Hoka gut in der Welt des Sports. Der Bondi B hat eine hochentwickelte Silhouette. Er ist außerdem der erste Schuh der Marke, der als „Road“-Modell superleicht und zugleich adäquat gedämpft ist. Die Sohle ist *chunky* – so leistete Hoka Pionierarbeit für den klobigen Schuh-Look, obwohl dieses Design tatsächlich nur mit Blick auf die Funktion gewählt wurde.



Acht Jahre nach dem ersten Release bringt der kalifornische Performance-Rennspezialist den Bondi B nun wieder zurück auf den Markt. Und wie man es von Hoka kennt, wurde an technischen Details nicht gespart: Ein atmungsaktives doppeltes Obermaterial aus Netzstoff sorgt für ein geschmeidiges Laufgefühl, die Außensohle aus abriebfestem Gummi für mehr Strapazierfähigkeit. Um dieses Mal auch die Modewelt zu erreichen, hat sich Hoka One One das amerikanische Modelabel Engineered Garments ins Boot geholt. Designer Daiki Suzuki ist dafür bekannt, dass seine Produkte von amerikanischer Sportmode, Outdoor-Bekleidung und Militäruniformen beeinflusst werden. Suzuki, ein erfahrener Marathonläufer, der inzwischen im Ruhestand ist, wurde 2015 von einem Freund zum ersten Mal auf Hoka aufmerksam, und die Polsterung hat es ihm sofort angetan. Die Neuauflage des Bondi kommt in drei Farbvarianten: einfarbig in Weiß und Schwarz sowie im angesagten Colorblocking aus Rot, Grün, Gelb und Blau. Das passt gut in den Ansatz von Engineered Garments: entweder durch und durch verrückt werden oder einfach und solide bleiben.

Der Bondi B beweist, dass es sich immer wieder lohnt, auch kleineren Marken eine Chance zu geben. Wer also offen ist für alles fernab von Hype und Mainstream, der sollte sich ihn mal näher anschauen. *Aylin Güler*



Elementares Erlebnis: Max Waugh fotografierte ein Bison, ein amerikanisches Symboltier, in stürmischer Zeit.

IM FALL VON SCHNEE

Mehr als vier Millionen Menschen reisen jedes Jahr in den ältesten Nationalpark der Welt, den Yellowstone National Park im Nordwesten der Vereinigten Staaten – nur ein Bruchteil davon aber im Winter. Max Waugh, ein Fotograf aus Seattle im amerikanischen Bundesstaat Washington, war einer der Wenigen. Ihm gelang bei seinem Besuch die Aufnahme eines Bisons im Schneesturm, die nun im Wettbewerb „Wildlife Photographer of the Year 2019“ als bestes Schwarz-Weiß-Bild des Jahres ausgezeichnet wurde. Tatsächlich

ist es ein Bild von archaischer Wucht – das Waugh freilich, ganz schnöde, aus seinem Auto heraus aufgenommen hatte. „Snow exposure“ ist das Bild betitelt, ein Wortspiel mit den Bedeutungen des englischen Begriffs *exposure*, der sowohl für die Belichtung in der Fotografie als auch dafür steht, den Elementen ausgesetzt zu sein. Waugh's Werk ist wie die anderen Bilder, die im Wettbewerb prämiert wurden, bis zum 31. Mai im Londoner Natural History Museum zu sehen. Drinnen, im Trockenen. *(nle.)*

PRÊT-À-PARLER

STRETCHSTOFF MIT ECKEN UND KANTEN

Designpreise gibt es viele, und jedes Land hat seine eigenen. Man kann und sollte Designpreise durchaus kritisch sehen, denn man muss sie sich leisten können. Und das kann wiederum nicht jeder. Zum Beispiel der niederländische Designpreis „Goed Industrieel Ontwerp“ (GIO). Rund 3000 Euro kostet es, wenn ein Produkt von der Jury berücksichtigt wird.

Was man dafür bekommt? „Werbung, Anerkennung und Ehre“, heißt es auf der GIO-Website. „Und natürlich die Chance auf eine Nominierung und einen Preis.“ Hinzu kommen „eine spektakuläre Präsentation und ein Katalog, eine Website und zwei Ausstellungen“. So gesehen, lohnt sich die Teilnahme. Und am Ende prämiert die Jury oft herausragende Produkte.

In diesem Jahr wurde auch ein Entwurf der Designerin Susanne de Graef mit einem GIO ausgezeichnet. Die Niederländerin, Jahrgang 1982, die 2010 an der Design-Academie in Eindhoven ihren Abschluss machte, bekam den Preis für ihr Sofa Colla, das Teil der neuen Kollektion der Marke Poda ist. Verliehen wurde ihr die Auszeichnung während der Dutch Design Week im Oktober in Eindhoven,

wo sie auch lebt und arbeitet. Der Direktor der Design Week, Hans Robertus, gehörte zu den GIO-Juroren.

Susanne de Graef's Arbeit wirkt merkwürdig klobig und wie aus der Zeit gefallen. Doch sie wollte ein markantes Objekt mit Ecken und Kanten gestalten, das eher im Raum als an der Wand steht. „Colla ist ein echter Blickfang, mit grafischen Linien, weich und bequem“, sagt die Designerin. Und in den Sofaecken könne man sich herrlich mit einem Buch entspannen. Zudem hat sie ein ungewöhnliches Material gewählt: „Ich wollte schon immer mit Stretchstoffen arbeiten, und dieses Modell passt sehr gut.“

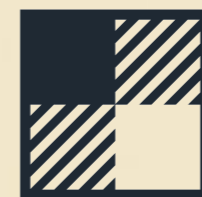
Leolux und seine Tochter Poda sind bekannt für Polstermöbel. Seit 1934, dem Jahr, als Leolux als Zuid-Nederlandse Clubmeubelfabriek gegründet wurde, produziert die Marke ausschließlich in Venlo in der Provinz Limburg. Geführt wird das Unternehmen in der dritten Generation von Sebastian Sanders. Die junge Marke Poda gibt es seit 2008, international trat sie 2017 erstmals auf der Möbelmesse in Köln in Erscheinung. Dort wird das Sofa Colla dann auch im Januar für ein größeres Publikum vorgestellt. *(pps.)*



FOTOS: AYLIN GÜLER, MAX WAUGH, HERSTELLER



EST.



1830

WOOLRICH®

München – Frankfurt – Düsseldorf – Hamburg – Berlin – Sylt – Stuttgart

„WIR SIND EUROPÄER VON GANZEM HERZEN“

Herr Meine, was haben Sie am Tag des Mauerfalls gemacht?
Die Scorpions waren damals auf Tour in Frankreich, und unser Label hatte uns eingeladen. Wir waren in einem Club, in dem auch viele Fernseher standen. Irgendwann sah man die Menschen auf der Mauer tanzen und traute seinen Augen nicht. Mein erster Impuls war: Warum bin ich jetzt in Paris und nicht da, wo sich die Welt verändert? Es war ein bewegender Moment. Und dass Jahre später der Song „Wind Of Change“ für viele Menschen in Ost und West mit dem Mauerfall in Verbindung gebracht wird, ist für mich immer noch etwas surreal. Es ist ja kein Song über Berlin oder den Mauerfall, sondern die Geschichte von jemandem, der am Fluss Moskwa entlanggeht und den Wind des Wandels spürt.

„Wind Of Change“ fing den Zeitgeist der späten Achtziger ein. Wie würden Sie heute rückblickend die Stimmung von damals beschreiben?

Wir sind 1988 in die Sowjetunion gefahren mit der Hoffnung, überhaupt eine Genehmigung für Konzerte in Leningrad und Moskau zu bekommen. Das hat auch geklappt. Aber in Moskau hat man uns schließlich kurzerhand wieder ausgeladen. Im damaligen Leningrad, dem heutigen St. Petersburg, waren wir die erste westliche Rockband, die in der Sowjetunion auftreten durfte. Und zum ersten Mal fühlten wir uns nicht wie anderswo als internationale Band, sondern als Deutsche. Dort haben wir auf einer Pressekonferenz gesagt: „Unsere Eltern sind mit Panzern gekommen, wir kommen mit Gitarren.“ Es war sehr emotional.

Wie hat sich diese Stimmung ausgedrückt?

Ein Beispiel: Nach dem letzten Konzert in Leningrad kam der Manager in die Garderobe, wo ich verschwitzt im Bademantel saß. Er überreichte mir eine Medaille eines Sport-Events, das in Leningrad stattgefunden hatte, und sagte: „Klaus, du hast für uns hier auf der Bühne gestanden. Jetzt singe ich dir etwas vor.“ Und dann hat er für uns russische Volkslieder gesungen.

Nach Moskau kamen Sie auch noch?

Ja, ein Jahr später, im August 1989, spielten wir auf dem Moscow Music Peace Festival. Auch das haben wir sehr viel emotionaler empfunden als die Kollegen aus Amerika und England. Viele Bands sind nach Hause gefahren und haben gesagt: „Wir haben die Sowjetunion gerockt.“ Für uns war es etwas Tiefgreifendes.

Das waren Ihre ersten Konzerte im damaligen Ostblock. Damals kamen Fans aus der gesamten Sowjetunion und den Ostblockstaaten, aber natürlich auch aus der DDR. Wir hatten nie die Gelegenheit in all den Jahren, in der DDR aufzutreten. Die Soldaten der Roten Armee haben damals das Konzert abgesichert. Doch als wir anfangen zu spielen, warfen sie ihre Mützen in die Luft. Wir hatten das Gefühl, dass sich die Welt gerade vor unseren Augen veränderte. Dieses Gefühl habe ich kurz darauf in „Wind Of Change“ wiedergegeben.

Wie sind Sie konkret auf den Song gekommen?

Wir fuhren damals in einem Boot auf der Moskwa. Es war unbeschreiblich. Da waren Rockbands aus aller Welt, Journalisten und Soldaten der Roten Armee. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, die ganze Welt wäre hier vereint, verstünde einander und spräche dieselbe Sprache, nämlich die der Musik.

Viele Menschen haben das Lied auch mitgesungen, obwohl sie die Sprache nicht verstanden.

Große Emotionen brauchen keine Sprache. Musik hat einfach einen direkten Zugang zu unseren Herzen.



Klaus Meine, der Sänger der Scorpions, schrieb und komponierte das kommerziell erfolgreichste Lied der Band: „Wind Of Change“ war 1991 die Nummer eins in elf europäischen Hitparaden.

PRÊT-À-PARLER

ICH BIN IN EINEM LAND GEBOREN, DAS ICH NIE BEWUSST GESEHEN HABE

Die DDR meiner Eltern besteht für mich nur aus Anekdoten, in denen meistens Sommer ist und gute Laune herrscht, aus Geschichten vom Zelten an einem Brandenburger See zum Beispiel, vom Familienhund meiner Mutter. Er hieß Berrie, und nach all den Erzählungen über ihn habe ich das Gefühl, selbst häufiger mit ihm Gassi gegangen zu sein. Es ist auch die Rede von einem strengen Lehrer, einem Herrn Hering, der am Ende aber auch irgendwie ganz okay war. In all den Erzählungen herrscht ein besonderer Sinn für Gemeinschaft. Kritisches kommt kaum vor, ihre Stasi-Akten wollten meine Eltern nie sehen. Sie hatten nie Kontakt zum Geheimdienst und wollen bis heute nicht wissen, wer aus ihrer Umgebung sie eventuell bespitzelt haben könnte. Über ihre Mitgliedschaft in der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands sprechen sie nur ungern.

Insgesamt habe ich das Gefühl, dass die DDR entweder ein vierzig Jahre lang andauernder Sommerausflug an den See oder ein niemals enden wollender Aufenthalt im Stasi-Knast war. Es kommt immer darauf an, wen man fragt. In jedem Fall war die DDR schwarz-weiß und klang nach Trabant. Gerochen hat sie wie meine Grundschule, chemischmuffig. Ich bin in einem Land geboren, das ich nie bewusst gesehen habe. Mein Impfausweis und meine Geburtsurkunde sind für mich die einzigen greifbaren Belege dafür, dass ich nicht in dem Staat geboren wurde, in dem ich aufgewachsen bin. Die DDR und ich – wir sind

irgendwie miteinander verbunden, wobei ich nicht genau verstehe, wie und warum.

Bei meiner Recherche musste ich lernen, wie schwierig es ist, sich den Biographien unserer direkten Vorfahren zu nähern, sie zu hinterfragen, ohne sich wie ein Verräter oder ein Eindringling vorzukommen. Es fühlt sich falsch an, bei den eigenen Eltern nachzubohren. Meine Bereitschaft, mich mit ihnen zu identifizieren, ist nicht gerade gering. Deutlich spürbar ist ihre Angst, offen über das Leben und die eigene Rolle in der DDR zu sprechen. Über den Beitritt zur SED, über den Glauben an den Sozialismus, über den schmalen Grat des richtigen Lebens im falschen. Befürchten sie, wir, ihre Kinder, würden sie moralisch verurteilen?

Ein Nachwendekind gab mir mit auf den Weg: „Natürlich können wir Nachwende Kinder gnadenlos sein, weil wir ja nichts verteidigen müssen. Unsere Zehen stecken vielleicht noch im alten Osten, aber wir sind völlig anders aufgewachsen.“ Wir sind zwar nicht frei vom Einfluss der Propaganda, aus Ost und West, können aber mit Abstand auf die DDR blicken. Wir haben sie nicht miterlebt. Am 3. Oktober 1990 hörte sie auf zu existieren. Dennoch sind wir Nachwende Kinder kulturell mit ihr aufgewachsen. Der untergegangene Staat wirkt nach – nicht zuletzt durch die Erziehung in der Familie und der Schule.

Da ist zum Beispiel Maximilian, geboren 1987, aus Berlin. Er fährt einen originalen Trabant. Das klassischste

Wo sehen Sie denn heute die Mauern? Braucht die Fridays-For-Future-Bewegung einen neuen „Wind Of Change“?
So ein Lied schreibt man nur einmal im Leben. Und ich würde nicht aufgrund von globalen Ereignissen einen neuen Song schreiben. Aber wir reisen um die Welt und saugen auf, was wir abseits unserer Konzerte sehen und erleben. Wir sind jetzt gerade in Brasilien und sehen natürlich sehr deutlich, welche Katastrophen sich mit dem Regenwald, den Bränden, der Abholzung ereignen. Auch das, was mit dem Brexit vor sich geht, macht einem Angst. Wir sind Europäer von ganzem Herzen – mit unserer Geschichte und nach dem Mauerfall ganz besonders.

Ist die Zeit denn reif für einen neuen „Wind Of Change“?
Die Zeit für einen neuen Song ist reif, keine Frage. Ich glaube, die junge Generation von Künstlern und Musikern wird immer wieder den Zeitgeist ausdrücken, es wird immer Lieder geben, die Menschen berühren und die Hoffnung ausdrücken, dass wir alle gemeinsam in einer friedlicheren Welt leben können. Meine Hoffnung, auch für Deutschland: Es kommen wieder junge Menschen, die sich stärker politisch einbringen. Und ich bin auch optimistisch, dass wir zusammen weiter in einem Europa leben, in dem wir uns nicht mehr voneinander abwenden, sondern aufeinander zugehen.

Haben Sie denn selbst an den Mauerfall geglaubt?

Die Hoffnung haben wir immer gehabt. Dass es dann tatsächlich so schnell Realität werden sollte, konnte man zumindest im August 1989 nicht ahnen. Deutlich wurde es erst, als die Montagsdemonstrationen in Leipzig immer stärker wurden. Ich bin dankbar, dass ich Zeitzeuge von diesen historischen Ereignissen war. Mauerfall und Wiedervereinigung: eine Revolution, die ganz unblutig über die Bühne gegangen ist.

Da hat Michail Gorbatschow eine wichtige Rolle gespielt.

Mit seiner Politik von Glasnost und Perestrojka war Michail Gorbatschow wirklich ein Mann, der die Welt verändert hat. Nachdem „Wind Of Change“ in der ganzen Welt erfolgreich war, bekamen die Scorpions eine Einladung in den Kreml. Dort trafen wir auf Michail Gorbatschow, saßen am 14. Dezember 1991 eine Stunde lang in seinem Amtszimmer. Elf Tage später trat er zurück, und die Sowjetunion löste sich auf.

Und im November spielen Sie wieder in Russland.

Wenn es die Gesundheit von Herrn Gorbatschow zulässt, werden wir an dem Tag an einem Essen zu seinen Ehren teilnehmen.

Die Fragen stellte Artur Weigandt.

aller DDR-Fahrzeuge ist seine Zeitmaschine. Zu gern würde er das Land kennenlernen, in dem sein Vater und seine Mutter aufgewachsen sind. Er ist kein ewig gestriger Nostalgiker, er ist ein Suchender. Da ist Beatrice, die für ihre Arbeit von Eisenach nach Frankfurt am Main zieht. Dort wird sie zum ersten Mal zum „Ossi“, weil ihre Arbeitskolleginnen und -kollegen sie auf sämtliche Klischees reduzieren, so dass sie anfängt, sich mit ihrem Ostdeutschen zu beschäftigen.

Da ist die Geschichte von jemandem, der stets verärgert war, wenn irgendwo negativ über die DDR gesprochen wurde. Von jemandem, der sich von niemandem diese DDR, die er ja nie gesehen hatte, kaputtreden lassen wollte. Jemand, der das Leben seiner Vorfahren lange verteidigt hat, ohne eigentlich zu wissen, was er da verteidigte – auch ohne sich in dieses Land irgendwie zurückzuwünschen. Dieser Jemand bin ich. Wir haben zwar eine andere Perspektive auf die DDR, doch wenn wir den Dialog mit unseren Eltern und Großeltern nicht suchen, werden wir nicht in der Lage sein, gemeinsam etwas aus diesem Teil der deutschen Geschichte zu lernen. Wir werden außerdem nicht in der Lage sein, einige der politischen Schiefen im Osten zu beheben. Noch ist es nicht zu spät, damit anzufangen.

Auszug aus Johannes Nichelmann: Nachwende Kinder. Die DDR, unsere Eltern und das große Schweigen. Ullstein, 272 Seiten, 20 Euro.

FOTO: AFP



SITZSYSTEM DANIELS - LOWBOARD-SYSTEM AMBER | DESIGN CHRISTOPHE DELCOURT
SESSLER LAWSON | DESIGN RODOLFO DORDONI
SIDEBOARD EASEL - COUCHTISCH WEDGE | DESIGN NENDO

Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti MÜNCHEN BY EGEMTEIMER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0112/31/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 4/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. 09131 4057047 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/DANIELS

Minotti

DIE BLAUE OLGA KAM WIE IM SCHLAF

Die Idee für eine eigene Schmucklinie kam der Illustratorin Kat Menschik nachts, während einer Gartenparty. „Ich habe mich irgendwann von meiner eigenen Feier geschlichen. Und während ich im Halbschlaf noch meine Gäste reden hörte, kam mir die Idee, meinen Zeichnungen ein neues Leben zu schenken.“

Der nächtlichen Eingebung folgte ein intensiver Entwicklungsprozess, bis schließlich Schmuckstücke in Talisman-Optik entstanden waren. Am Anfang habe sie Porzellan wie Plätzchenteig ausgerollt, Motive einzeln ausgeschnitten und Ausstechförmchen gebastelt, erinnert sich die Einundfünfzigjährige, die sich auch gern als Handwerkerin betätigt. In ihrem Haus in Brandenburg, wo sie sich ein kleines Idyll mit Teich und Werkstatt geschaffen hat, tüftelte sie monatelang herum, bis sich ihre Entwürfe mit einer Siebdrucktechnik verwirklichen ließen. In jedem Exemplar stecken daher viel Phantasie und genauso viel Arbeit – die am Ende natürlich niemand sehen soll, denn wer möchte sich schon mit einem Schmuckstück präsentieren, das nach Anstrengung aussieht? Feine Unterschiede ergeben sich durch die Handarbeit hingegen gewollt. Jedes dieser kleinen Kunststücke ist also ein Unikat.

Was neben dem handwerklichen Prozess die größte Herausforderung war? „Abzugeben! Ich bin ja selbständig und deshalb berufsbedingt Autistin“, sagt die Zeichnerin, die seit fast zwei Jahrzehnten für das Feuilleton unserer Sonntagszeitung arbeitet, viele Bücher illustriert und für eine Titelgeschichte dieses Magazins schon Rezepte gezeichnet hat (Ausgabe 58 unter www.faz.net/magazin). „Mir wurde bewusst: Wenn ich ein Label gründe, brauche ich eine Website und dafür also einen Designer. Und wenn ich eine Website brauche, brauche ich auch einen Fotografen. Ich musste lernen, Aufgaben aus der Hand zu geben.“



Sie hat es geschafft.

In diesen Tagen gehen die Amulette in den Verkauf, jedes limitiert auf 25 Exemplare, jedes aus Porzellan, in Fassungen aus 925er Feinsilber, zum Einstiegspreis von 798 Euro pro Stück – das ist teuer, aber bei all der Handarbeit eben auch nicht. Zum Namen ihrer Schmucklinie – Die blaue Olga – kam Kat Menschik, die in Luckenwalde geboren wurde und in Ost-Berlin aufwuchs, übrigens durch die Liebe zu Russland. Auch ihre Tochter Sascha und ihre Katzen Juri und Annuschka tragen Namen aus dem ehemaligen Zarenreich. Eine weitere Tochter hätte den Namen Olga bekommen. Man kann also durchaus behaupten, dass ihr Herzensprojekt für sie fast so etwas ist wie ein zweites Kind.

Ihre Entwürfe sind für all jene geschaffen, die sich zwar gerne mit Schmuck behängen, dabei allerdings weder filigrane Kettchen noch sperrige Klunker tragen möchten.

Schließlich leben wir in Zeiten, in denen Schmuck nicht mehr zwangsläufig glitzern muss. Für ein paar Gramm Dekadenz will man nicht unbedingt Tausende Euro ausgeben, da sich ein Schmuckstück mit einer echten Geschichte doch ohnehin ganz anders tragen lässt als eines aus der Massenproduktion. *Julika Reese*



Kat Menschik, hier im Selbstporträt, hat für ihre Schmucklinie Die blaue Olga auch Motive aus anderen Zusammenhängen verwendet. So war das Frauengesicht mit den Zahlen die Titel-Illustration zu dem Buch „Birthday Girl“ von Haruki Murakami.

„DIESER STUHL STAMMT AUS HAUSHALTSABFÄLLEN“

Herr Sato, mit N02 Recycle haben Sie schon Ihren zweiten Stuhl für den traditionsreichen dänischen Hersteller Fritz Hansen entworfen. Wie passen die japanische und skandinavische Designsprache zusammen?

Der Stuhl verbindet die Ruhe und Einfachheit des japanischen Designs, repräsentiert durch die gefaltete Linie im Rücken der Sitzschale, mit den weichen, einladenden Formen, wie wir sie von Fritz-Hansen-Möbeln kennen. Indem wir diese beiden Designsprachen verschmolzen haben, entstand ein vertraut wirkendes Objekt, das sich leicht in jede Umgebung einfügt. Wir freuen uns sehr, dass wir mit Fritz Hansen an einem Produkt arbeiten konnten, das bequem, robust, besonders nachhaltig und zugleich schön ist.

Der neue Stuhl ist ein typischer stapelbarer Schalenstuhl, der im Büro, im Restaurant oder zu Hause zum Einsatz kommen kann. Warum ein weiteres Exemplar dieses Typs, wenn es doch schon so viele davon auf dem Markt gibt? Wir versuchen immer, nachhaltige Produkte zu entwickeln. Das ist umso wichtiger, wenn das Produkt in hoher Stückzahl produziert werden soll, wie der N02. Für uns fühlte es sich richtig an, für dieses Projekt Recyclingmaterial zu verwenden. Wichtig in diesem Zusammenhang: Der Stuhl wird aus einem Kunststoff hergestellt, der aus Abfällen gewonnen wird. N02 ist ein leicht zugängliches Produkt für den alltäglichen Gebrauch, das über sein Material eine besondere Verbindung zu seinen Nutzern schafft.

Die Schale des Stuhls aus recyceltem Polypropylen herzustellen, war das Teil des Auftrags von Fritz Hansen? Ja, das war es. Sie besteht zu 100 Prozent aus recyceltem Polypropylen.

Wo kommt das Material her, und welche Abfälle enthält es? Das Material wird aus Haushaltsabfällen gewonnen. Die Schale des Stuhls besteht also beispielsweise aus Wasch-



Der Japaner Oki Sato ist der Gründer und Kopf von Nendo, einem der produktivsten Designbüros überhaupt. Nendo entwickelt Möbel, Produkte, Branding, Interiors und Architektur für zahlreiche Auftraggeber in aller Welt.

mittelflaschen und Verpackungen, wie sie im Bad oder in der Küche anfallen. Das so gewonnene Material kann übrigens selbst wieder recycelt werden.

Wie wahrscheinlich ist es, dass der Stuhl am Ende seines Lebenszyklus ebenfalls recycelt wird?

Ich glaube an das Bewusstsein der Verbraucher. Hoffentlich ist die Nachhaltigkeit für viele Käufer attraktiv, so dass sie ihn eines Tages wieder in den Materialkreislauf einspeisen.

Was war eigentlich die größte Herausforderung bei der Entwicklung des N02?

Wir wollten einen möglichst anpassungsfähigen Stuhl entwerfen, der an vielen verschiedenen Orten funktioniert. Solch eine Flexibilität mit einem einzigen Produkt zu erreichen, ist nicht einfach, deswegen stand das von Anfang an im Fokus.

Wie wichtig sind Fragen der Nachhaltigkeit und der Kreislaufwirtschaft heute in der Designindustrie?

Die Bedeutung von Nachhaltigkeitsfragen wächst stark. Viele unserer Kunden suchen die Auseinandersetzung mit diesem Thema. Doch es bringt nichts, wenn jeder für sich alleine daran arbeitet – Designer und Hersteller müssen gemeinsam Lösungen finden, im Team.

Was können Sie als Designer zu einer nachhaltigeren Designkultur beitragen?

Mittlerweile erreichen mich wirklich viele Anfragen, in denen es um nachhaltiges Design geht. Natürlich weiß ich, dass es keine einfachen und schnellen Antworten gibt. Aber es ist unsere Verpflichtung, Schritt für Schritt Lösungen zu finden.

Die Fragen stellte Jasmin Joubar.



FOTOS: KATI MENSCHIK, BERNO BUFF, LAURA FANTAUZZI



MESSIKA
PARIS



„Wenn es uns jetzt besser geht, dann bedeutet das, dass viele Generationen vor uns dafür Opfer gebracht haben“: Rosie Assoulin über den Einfluss von Frauen

DRESS NOTE

Rosie Assoulin überwindet Kleiderordnungen. Die interkulturellen Entwürfe der New Yorker Designerin sind zugleich freizügig und maßvoll.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Kai Nedden

Es gibt zwei Fraktionen, die ein anstehendes Interview mit Rosie Assoulin in New York unterschiedlich kommentieren. Fraktion A: Wer ist Rosie Assoulin? Fraktion B: Der folge ich auf Instagram. Die New Yorker Designerin ist bekannt und zugleich unbekannt. Rosie Assoulin ist weder Ralph Lauren noch Giorgio Armani. Wegen ihres Lebensalters – sie ist 34 – und aufgrund der Unternehmensgeschichte – die gerade mal fünf Jahre zurückreicht – wäre das auch unmöglich und natürlich ein ungerechter Vergleich. Der Name Rosie Assoulin geht aber auch nicht so vertraut über die Lippen wie etwa der Name Jason Wu, der 2009 mit 27 Jahren über Nacht berühmt wurde, als die neue First Lady Michelle Obama ein Kleid von ihm trug.

Damit sind wir gleich beim Thema: wie unglaublich schwer es heute ist, sich als junger Designer, egal wo auf der Welt, durchzusetzen und sich mit seinem Label im Gespräch zu halten. In New York, wo Rosie Assoulin arbeitet, bleibt davon auch der *boys club* aus asiatisch-amerikanischen Designern wie Derek Lam und Alexander Wang nicht verschont. Auch um Jason Wu ist es ruhiger geworden. Der Marketingfaktor First Lady fällt in den Vereinigten Staaten aktuell weg, das macht es nicht leichter.

Aber da ist ja noch Fraktion B, das sind die Menschen, deren Augen leuchten und deren Stimme sich hebt, wenn die Rede auf Rosie Assoulin kommt. In einer Stadt, die ihren Ruf als Talentschmiede für Modedesigner in den vergangenen Jahren nicht mehr wirklich verteidigt hat und in der ein eigenes Label aufzubauen eine fast unmögliche Aufgabe ist – dort zeigt Assoulin, dass es trotzdem geht.

Eine der größten Modehoffnungen der Stadt nimmt an diesem Vormittag auf einem Sofa mit flauschig-weißem Bezug in einem Loft in Soho Platz. Sie trägt ein smaragdgrünes Kleid aus Seide, fließend wie drapiert, es schwebt über dem Boden. Vor einigen Jahren hätten Frauen so etwas nicht unbedingt an einem Dienstag um zwölf Uhr getragen, sondern eher am Abend zu einem besonderen Anlass. Rosie Assoulin ist am Morgen aus dem verlängerten Familienwochenende in New Jersey zurückgekommen. In ihrem Atelier ein paar Häuser weiter sind ihre Mitarbeiter – „mal sind es zwölf, mal 15, wir halten das flexibel“ – gerade damit beschäftigt, die Zwischenkollektion zur Cruise-Saison fertigzustellen. Rosie Assoulin wird nach dem Interview dorthin zurückkehren und weiter an der Kollektion arbeiten.

Trotzdem trägt sie jetzt ein langes Kleid. Selbst wenn Trends eine immer geringere Rolle spielen – Dresscodes verändern sich ständig. Für Frauen bedeutet das, dass aktuell jede Rocklänge geht, Mini, Midi, Maxi. Soll doch jeder für sich entscheiden, was passt. Man muss in solche stilistischen Veränderungen nicht allzu viel hineininterpretieren. Ein langes Kleid kann für die einen große Wahlfreiheit

bedeuten – und für die anderen Mode, die sich einem Bekleidungskonzept nach strengen Glaubensregeln fügt.

Das hat diese Frau früh erkannt, es ist das Spannungsfeld, in dem sie sich als Designerin bewegt. Man sieht das nicht unbedingt, wenn man ihr auf Instagram folgt. Da gibt es Stadt-Schnappschüsse aus New York, schöne Frauen in ihren Kleidern am Strand und im Auktionshaus, berühmte Frauen wie Jennifer Lawrence und Margot Robbie. Und wieder waren es lange Kleider für Tagesauftritte. Freie Schultern hatten beide Modelle trotzdem.

Rosie Assoulins Entwürfe sind freizügig, und sie sind maßvoll, dezent also im Sinne der Modest-Fashion-Bewegung, die in diesem Jahrzehnt eine der größten Veränderungen in der Mode herbeigeführt hat. Und trotzdem träumen auch Frauen, die nicht einmal getauft sind, von einem ihrer Flouncy-Skirts. Beyoncé trug vor drei Jahren in ihrem Video zu „Lemonade“, in dem es nicht an expliziten Inhalten mangelt, eines ihrer Balloon-Tops. Es sind Stücke, die aussehen, als könnte der Stoff atmen, die sich heben und senken, ohne dass sie dabei an Struktur verlieren. Es sind aber auch Entwürfe, für die es unter Frauen in den Arabischen Emiraten einen Fanclub gibt. Und unter Frauen, die strengen jüdischen Glaubensregeln folgen.

Ausgerechnet die Mode, mit der sich Menschen recht zügig und oberflächlich einordnen lassen, überwindet also Grenzen und trägt zur Verständigung bei – jedenfalls solange das Thema von einer solchen Designerin kommt.

Feingefühl schüttelt man nicht einfach aus dem Ärmel. Rosie Assoulin ist sefardische Jüdin, aufgewachsen in Brooklyn, in jenem Teil im Süden, in Gravesend, den die „New York Times“ als „sowohl abgeschottet als auch vielfältig“ beschrieb. Rosie Assoulin sagt: „Klein, eng verbunden.“ Man sieht das, wenn man die U-Bahn-Linie F am Nachmittag bis zum Kings Highway nimmt, dort aussteigt und Richtung Ocean Parkway läuft, wo die Häuser größer und freistehend sind. Die Skyline von Manhattan ist noch zu sehen, aber von hier aus schon winzig. Bis Coney Island sind es nur noch wenige Stopps.

Es ist das Viertel der sefardischen Juden, deren Vorfahren Ende des 15. Jahrhunderts von der Iberischen Halbinsel vertrieben wurden und sich daraufhin vor allem in der Region von Syrien bis Nordafrika niederließen sowie in den Hafentädten in Nordeuropa. Über die Niederlande kamen die ersten Sefarden im 17. Jahrhundert nach New York – und im 20. Jahrhundert zog es viele von ihnen nach Gravesend.

Viele Frauen dort tragen Perücken und lange Röcke. Auf einer Bank am Ocean Parkway sitzt ein älterer Herr und liest die „Jewish Voice“. Die Kinder stehen, noch in ihre Schuluniform der umliegenden Jeschivas gekleidet, am Tresen des koscheren Pizza-Ladens. Auf Schildern an den Shops steht: „Middle East Jewish Groceries“, „Productos



Große Wahlfreiheit und strenge Regeln: Diese Designerin erfüllt mit ihren Kleidern scheinbar gegensätzliche Ansprüche. Hier sind Modelle der Cruise-Kollektion zu sehen.

DRESSNOTE

Mexicanos“, „Juicy Theory“. Hier ist Rosie Assoulin großgeworden. Sie erzählt von dem Italiener und seinem Käse, von dem israelischen Taxifahrer und dem russischen Schneider, der eine Reinigung betrieb und ihr bei ihren ersten Entwürfen half. „Das war der kulturelle Mix, mit dem ich aufgewachsen bin.“

Wofür ihr Label heute steht, das kann man somit als Ergebnis ihres Werdegangs betrachten. Und der wiederum passt, zumindest nach einem flüchtigen Eindruck, der natürlich nicht reicht, um eine so außergewöhnliche Gemeinschaft zu verstehen, ganz gut in die Gegend: abgeschottet und vielfältig zugleich.

Auch wenn Rosie Assoulin also in der Jeschiwa die Schuluniform nach jüdischen Kleidervorschriften trug: Mode bedeutete ihr schon früh sehr viel. Das ist ihr neulich erst wieder bewusst geworden, beim Ausräumen des Kellers. „Es gab eine Überschwemmung, und ich musste alle Kisten durchschauen.“ Lässt sie sich heute mit ihrer interkulturellen Mode nicht festlegen, so hielt sie es schon damals mit ihrem persönlichen Stil so. Beim Ausräumen kamen zutage: Herren-Blazer und Boho-Kleider. „Vieles davon wollte ich gar nicht mehr sehen. Aber es hat mir gezeigt, wie sehr mich diese Stücke prägten, als ich 15 bis 20 Jahre alt war.“ Als Jugendliche verbrachte sie Zeit in Vintageläden, bei der Heilsarmee, bei Beacon's Closet, wo sich der Preis nach dem Gewicht richtete.

In einer so eng bebauten Gegend war Unterstützung für ihre Idee, sich mit Mode zu beschäftigen, nicht weit. Die Frau, die ihr half, war Roxanne Assoulin, eine Schmuckdesignerin, die im vergangenen Sommer mit ihren bunt lackierten Emaille-Armbändern auch in Europa Aufmerksamkeit erregt hat. Sie war damals, als Rosie 14 Jahre alt war, schon gut im Geschäft und stellte das Mädchen, das zu der Zeit noch Rosie Mamiye hieß, als Praktikantin bei ihrem damaligen Label Lee Angel ein.

Rosie und Roxanne tragen heute denselben Nachnamen, weil Rosie Roxannes Sohn geheiratet hat. Mit ihm führt sie das Label, klein und eng verwoben eben. Die künftige Schwiegermutter blieb lange ihre Mentorin und ist noch heute eine Vertraute. Als es in den nuller Jahren Zeit wurde für die junge Frau, einen anderen Betrieb kennenzulernen, sagte Roxanne: „Rosie, stelle eine Liste deiner Lieblingsdesigner zusammen“, so erzählt es die Schwiegertochter. „Sie half mir mit meinem Anschreiben und dem Portfolio.“ Für kurze Zeit schrieb sie sich am Fashion Institute of Technology für ein Studium des Modedesigns ein.

Das war aber nicht ihr Ding. Rosie Assoulin wollte praktisch arbeiten und landete daraufhin nicht etwa bei einem Designer wie Marc Jacobs, der damals seine großen Jahre hatte, sondern bei einem Traditionalisten – Oscar de la Renta, der auf ihrer Liste stand. „Abendbekleidung fand ich spannend, schon als Kind.“ Das passt, denn jetzt werden Ansätze der Abendbekleidung auch in der Tagesmode wichtig, und Rosie Assoulin kann damit eine denkbar weit gefächerte Klientel bedienen. „Aber mein Leben findet natürlich nicht in Abendroben statt.“

Ihr Vater ist Textilhändler, ihre Mutter Künstlerin. Die Eltern und die vier Geschwister seien allesamt „sehr starke Individuen“. Alle leben noch heute in New York. Eine Schwester ist in der Hotellerie, ein Bruder im Bereich Coworking tätig, der andere arbeitet im Textilbetrieb des Vaters, die andere Schwester ist Kunsthändlerin.

Wie wichtig die Familie ist, zeigen schon die Vornamen ihrer eigenen Kinder. Rosie Assoulin hat einen Jungen und zwei Mädchen, die beide die Namen der jeweiligen Großmütter tragen – Roxanne und Irene. Sie erzählt vom gerade zu Ende gegangenen Familienwochenende in New Jersey, als sie einen ganzen verregneten Tag über nur mit Gesellschaftsspielen beschäftigt waren, von den Abendessen, zu denen sie heute noch zusammenkommen, von den Familienwerten, die ihr wichtig sind. „Zusammenzuhalten, egal was kommt“, sagt sie. „Wie jeder überall auf der Welt haben auch wir alle sehr verschiedene Meinungen. Thanksgiving vergangenes Jahr gab es diese Kampagne: Sprech nicht über Politik am Tisch. Ich finde das nicht richtig. Wir müssen weiter sprechen, wir sollten uns zuhören und nicht die andere Seite des Tisches entmenslichen. Wir würden die Welt vielleicht gerne nur durch unsere Linse betrachten, aber das funktioniert nicht.“

So ist auch ihre Mode von Frauen mit grundverschiedenen Haltungen zum Leben tragbar. Dass sich Assoulin an



„So dicht besiedelt, dass alle paar Blocks eine andere Einrichtung für Kinder liegt“: Rosie Assoulin lebt und arbeitet in Soho.

sie alle richten kann, dass dafür eine halbwegs direkte Ansprache hilft, das wird sie von keinem besser als von Oscar de la Renta gelernt haben. Der Designer führte eine große Marke, blieb aber trotzdem immer im Gespräch mit seinen Kundinnen. Nur, dass das heute eben digital abläuft. Auch die Frauen, die ihr auf Instagram folgen, haben das Gefühl, Rosie Assoulin persönlich zu folgen – obwohl sie ein eher privater Mensch ist, sich lieber an einem neutralen Ort trifft, wie heute in ihrer PR-Agentur, wenig über ihre Kinder erzählen möchte, die alle unter zehn sind, und leiser wird, wenn sie die Vorzüge des Lebens in Soho beschreibt, wo sie eben nicht nur arbeitet. „Das ist das Schöne an New York: Es ist so dicht besiedelt, dass alle paar Blocks eine andere Einrichtung für Kinder liegt.“

In dieser Stadt lebt auch ihre Crowd, die für ihr Image nicht unwichtig ist. Zum Beispiel Leandra Medine, die den Blog „Man Repeller“ unterhält, aus dem ein kleines Medienunternehmen geworden ist. Oder Claire Distenfeld, die an der Upper East Side die Boutique Fivestory betreibt. Nicht weit entfernt liegt das Kaufhaus Barneys, eine New Yorker Ikone. Diese beiden Beispiele, Fivestory und Barneys, beschreiben den aktuellen Zustand des Modehandels auf Luxusniveau ganz gut. Denn eine der größten Herausforderungen für junge Marken ist das Problem, dass der Handel nicht mehr funktioniert wie früher. Rosie Assoulin mag eine Klientel in aller Welt über Onlineshops bedienen, die grundverschieden lebt und als gemeinsamen Nenner höchstens eine recht hohe Zahlungsbereitschaft hat. Wenn aber eine Säule wie der stationäre Handel wegbreicht, ist es für viele Labels trotzdem schwer, überhaupt eine Beziehung zum Kunden aufzubauen.

Fragt man bei Fivestory nach Kleidern von Rosie Assoulin, sagt eine Verkäuferin: „Ja, klar, sie hängt hier oben.“ So persönlich geht das. Fragt man bei Barneys nach Rosie Assoulin, bittet der Verkäufer darum, den Nachnamen zu buchstabieren, und muss im Verzeichnis nachschauen. Ein paar Wochen später folgt die Nachricht, dass die Kaufhauskette Barneys insolvent ist.

Die direkte Ansprache habe trotzdem auch Nachteile. „Sie demokratisiert alles“, sagt Assoulin. „Man kann sagen: Hallo, ich fertige diese Teppiche in meinem Hinterhof, und wenn Sie einen wollen, dann schreiben Sie mir. Und zugleich stellt sich die Frage, wenn die Tür zur Welt so offensteht: Wie kuratiert man das? Wie sorgt man für Begehrlichkeit, wenn alles sofort verfügbar ist?“

Die Übersättigung zeigt sich schon jetzt: Das Neue ist von gestern, bevor es in den Läden hängt, und fast niemand braucht Neues. Rosie Assoulin legt jetzt alte Entwürfe wieder auf, ihre Merchandising-Chefin hat ihr dazu geraten. Es ist auch ein Zeichen dafür, dass alt und neu zunehmend unwichtig werden, dass neue Kleidungsstücke nicht besser oder schlechter sind als alte, in die man sich eingelebt hat, dass es also stärker um das Gefühl geht, das Mode vermitteln soll, nicht um den Look. Und dass Frauen eben lange Kleider tragen, wenn ihnen danach ist.

Der weibliche Einfluss in popkulturellen Fragen in dieser Stadt wird nach den Jahrzehnten, in denen vor allem männliche Designer das Image geprägt haben, wichtiger. Rosie Assoulin, die Teil dieses Zirkels wichtiger Frauen ist, will diesen Satz trotzdem nicht so unterschreiben. „Es gab ja immer wichtige Frauen hier, nur sind sie jetzt durch die digitale Verbindung sichtbarer. Meine Mutter ist Künstlerin, sie hat es in ihrer Branche auch gesehen: Das war lange Zeit auf institutioneller Ebene ein *boys club*. Wenn es uns jetzt besser geht, bedeutet das auch, dass viele Generationen vor uns dafür Opfer gebracht haben.“

In der Filterblase oder am Esstisch an Thanksgiving mag jeder seine eigene Meinung haben. Wer sie jedoch öffentlich äußern soll und, wie diese Designerin, ihr Unternehmen dadurch nicht gefährden will, der muss auch auf ständiges Abwägen achten: „Lasst uns versuchen, mehr Verständnis füreinander zu haben, mehr Mitgefühl, mehr Leidenschaft, statt in Schubladen zu denken, je nach Herkunft oder Geschlecht oder Glaube.“ Rosie Assoulin formt aus solchen Schlagwörtern nicht nur Sätze – sondern vor allem Kleider.

A110S



ALPINE

Mit erweiterter Motorleistung und perfekter Fahrwerksabstimmung bietet die A110S ein intensives Sportwagen-Fahrgefühl.

Alpine A110S, Benzin, 215 kW: Gesamtverbrauch (l/100 km) innerorts : 8,8; außerorts : 5,2; kombiniert : 6,5. CO₂ - Emissionen kombiniert (g/km): 146; Energieeffizienzklasse : E. A110 Gesamtverbrauch kombiniert : 6,4-6,5; CO₂ kombiniert : 144-146. Energieeffizienzklasse : E-E (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007). Abb. zeigt A110S mit Sonderausstattung. Die deutschen Alpine Center finden Sie unter : www.alpinecars.com

Wiederentdeckt:
Walter Sanders
nahm vor 70 Jahren
die 21 Jahre alte
Hildegard Knef auf.
Endlich kann man
sie nun sehen.

Die Models sind unter uns

Der Fotograf Walter Sanders
porträtierte nach dem Krieg Hildegard Knef.
Es war der Beginn ihres Weltruhms.
Viele Fotos schlummerten bisher im Archiv.
Hier sind sie zum ersten Mal zu sehen.

Von Stefan Pegatzky

Mew German Star“: So überschrieb das amerikanische Magazin „Life“ in seiner Ausgabe vom 21. Mai 1947 eine Reportage über einen neuen Stern am deutschen Schauspielhimmel. Hildegard Knef, 21 Jahre alt und seit ein paar Monaten im Berliner Schlosspark-Theater unter Vertrag, hatte gerade die Hauptrolle im eben abgedrehten ersten deutschen Nachkriegsfilm gespielt. Walter Sanders, der Fotograf, porträtierte sie in verschiedenen Bühnenpartien, zu Hause bei der Gymnastik und am Set von „Die Mörder sind unter uns“, gemeinsam mit Regisseur Wolfgang Staudte. In der Erinnerung von Hildegard Knef schrumpften die verschiedenen Sitzungen auf einen Moment zusammen, den Abend der Filmpremiere im Oktober 1946. In ihrer Autobiografie „Der geschenkte Gaul“ heißt es lapidar: „Zum Schluss applaudierten sie, ein Fotograf sagte: ‚Walter Sanders, Life-Magazin‘. Er sprang um mich herum, knipste pausenlos.“ Immerhin werden sich die beiden auch etwas unterhalten haben, denn in seinem Artikel erwähnt Sanders ihren Traum, in Hollywood zu drehen. Und wirklich: Wenige Monate nach dem Erscheinen des Artikels klopfte David O. Selznick, der Produzent von „Vom Winde verweht“, bei ihr an.

„Walter Sanders – ich werde seinen Namen nie vergessen.“ Erst kurz vor Ende ihres Lebens, in „A Woman and a Half“, wird Hildegard Knef bekennen, dass der Amerikaner doch bleibenden Eindruck auf sie gemacht hatte. Sanders war mit 50 Jahren mehr als doppelt so alt wie die junge Schauspieler. Trotzdem wird er für sie, als Korrespondent des bedeutendsten Bildmagazins der Welt, die freie Welt und eine neue Zeit verkörpert haben.

Noch kann sie nicht wissen, wie eigenartig sich die gegenläufigen Lebenslinien der beiden verschränken sollten: die des Amerikaners, der 1946 nach Deutschland gekommen war und hier bis zu seinem Tod im Jahr 1985 lebte, und der Deutschen, die wenige Jahre später die amerikanische Staatsbürgerschaft erlangen sollte. Aber womöglich wird ihr Sanders seinerseits etwas von sich erzählt haben, denn vor dem Krieg hatte er ebenfalls in Berlin gelebt, und seine Tochter war in ihrem Alter.

Über dieses erste Leben des Walter Sanders ist fast nichts bekannt. Es lässt sich nur anhand seiner Bilder und ihrer Nachweise, Berliner Adressverzeichnissen sowie dreier biografischer Notizen von Dritten rekonstruieren. Und aus einer Reportage in eigener Sache, die unter dem Titel „The Road Back to Berlin“ am 11. November 1946 in „Life“ publiziert worden war – und die mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet. Mit einiger Sicherheit lässt sich sagen, dass der 1897 geborene Walter Sanders eigentlich Walter Süßmann hieß, in Berlin gelebt und dort vor dem Ersten Weltkrieg Geschichte und Volkswirtschaft studiert hatte. Und dass um das Jahr 1925 seine Tochter Uschi geboren wurde. Um das Vaterglück zu dokumentieren, erwarb Süßmann eine Kamera – und wurde schnell zum anerkannten Fotografen. Noch in dem großen Sammelband „The Great Life Photographers“ von 2010 gab das zu der süffisanten Bemerkung Anlass, dass Sanders der wohl einzige Fotograf war, der es vom Babyfotografen in die „Life“-Redaktion geschafft habe.

Süßmanns Fotos erschienen jedenfalls seit 1927 auf dem boomenden Berliner Illustriertenmarkt, in Publikationen wie „Das Magazin“, „Revue des Monats“ und „Der Querschnitt“. In einer Besprechung des Jahresbands 1929/30 des „Deutschen Lichtbildes“ schwärmte Kurt Tucholsky von dessen Arbeit: „Dann das beste Frauenbildnis in diesem Band: das Blatt 63 von Walter Süßmann, ein





Bild, das ohne Wissen des Objekts vom Objektiv erwischt worden ist – sich ihr in die Augen, eine Welt leuchtet daraus, ihre, unsre, deine!“ Damit ist früh ein Schwerpunkt von Süßmanns Arbeit benannt, doch nachhaltigeren Erfolg hatte er ausgerechnet mit seinen Babyfotos: Als im November 1930 der langjährige Mitarbeiter Hans Reuter zum Schriftleiter der in Berlin-Kreuzberg verlegten „Agfa Photoblätter“ ernannt wurde, machte er Süßmann zum festen Mitarbeiter. „He gave me a start“, erinnerte sich Sanders 1946. Tatsächlich waren in den „Photoblättern“ Kinderfotos sehr beliebt. In Artikeln wie „Charakterköpfe aus der Puppenstube“ oder „Mein Skizzenbuch“ konnte sich Süßmann auch als Autor einen Namen machen. Mitte der dreißiger Jahre fotografierte er im Auftrag von Bildagenturen wie der „Presse Photo GmbH“ oder der in Amsterdam sitzenden „Pacific & Atlantic“ neben Berliner Impressionen auch Reisereportagen aus Italien und Spanien.

Der Geist der Zeit erfasste aber auch die Fotomagazine. In den „Photoblättern“ wurde zunehmend deutsches Volkstum zum Thema, ergänzt nur durch die Sportbegeisterung während der Olympischen Spiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen und Berlin. Noch deckte Reuter seinen Mitarbeiter und publizierte ihn wohl unter dem Namen Lüders. Ein Zeitgenosse schrieb 1946, dass ihn die SS um diese Zeit wegen „nicht-arischer Aktivitäten“ verfolgt habe.

1937 jedenfalls emigrierte Süßmann mithilfe von Adolf Seiler, dem Direktor der „Presse Photo GmbH“, in die Vereinigten Staaten – als Walter Sanders besuchte er ihn dann 1946, wie auch Hans Reuter, in Berlin, und nahm ihre Porträts in seine Reportage auf. Was aus Sanders' Familie wurde, ist unklar. Indizien deuten darauf hin, dass seine Frau in Berlin zurückgeblieben war und wieder geheiratet hatte. Er selbst kam über die New Yorker Bildagentur

„Black Star“, eine Anlaufstelle für emigrierte europäische Fotografen insbesondere jüdischen Glaubens, schließlich zum 1936 gegründeten Magazin „Life“ – ähnlich wie Fritz Goro, Robert Capa und Andreas Feininger.

Tatsächlich ist über Walter Sanders nicht viel mehr bekannt als über Walter Süßmann. Nachhaltig hält sich das Etikett Kriegsfotograf. Das ist, auch wenn Sanders 1946 als „War Correspondent“ nach Europa kam, schlicht Unsinn. Von 1939 an – seit 1944 als festangestellter „Staff Photographer“ für „Life“ – arbeitete er in erster Linie an der Heimatfront. Er fotografierte Landwirtschaftsfeste im Mittleren Westen genauso wie populäre Filmschauspieler und Themen, an denen das kriegsgepeinigten Publikum (und er selbst) viel Freude hatten, etwa die Beine eines Hollywoodstars („Betty Grable's legs“, „Life“, 7. Juni 1943). Das mag nicht so bedeutend gewesen sein wie die Kriegsfotos von Robert Capa. Aber Sanders spielte eine Hauptrolle in der Entwicklung von „Life“. Sein Kollege Carl Mydans schrieb: „Er war ein Gigant.“

Nach ersten Europa-Reportagen des Fotografen aus Genf, Paris, Berlin und Braunschweig in der ersten Jahreshälfte 1946 meldete „Life“ in seiner Ausgabe vom 19. August, dass Walter Sanders fortan von den Berliner Büros des Magazins aus arbeiten werde. Nun erfuhr das amerikanische Publikum durch ihn regelmäßig vom Leben aus dem besetzten Deutschland, gipfelnd im großen Themenheft zur „U.S. Occupation of Germany“ im Februar 1947. Seine Artikel waren, wie das Magazin insgesamt, ein Mix aus schweren und leichten Themen: Sanders dokumentierte die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, aber auch die Entstehung der ersten Briefmarken Nachkriegsdeutschlands. Anders als bei den Kriegsfotografen war sein Stil spielerischer geblieben. Nur wenige Aufnahmen ließen die Bitterkeit des heimgekehrten Emigranten spüren. Wie die Bilder von der amerikanischen Heimatfront waren auch die aus Nachkriegsdeutschland grundiert von einem nicht zu besiegenden Optimismus.

Während der Dreharbeiten zu „Die Mörder sind unter uns“, vermutlich im August 1946, hatte Walter Sanders Hildegard Knef zum ersten Mal gesehen. Es war der erste deutsche Nachkriegsfilm, und Sanders witterte eine Geschichte. Er fotografierte die Dreharbeiten mit seiner Erfahrung aus Hollywood, also mit dem Fokus auf den weiblichen Star – nur war es eben statt Lana Turner, Bette Davis oder Ingrid Bergman eine junge Deutsche. Anders als Hildegard Knef es später schrieb, gab es bis März 1947 mindestens vier Shootings. Dabei näherte sich Sanders seinem Modell immer weiter an: erst Aufnahmen am Filmset, dann von Bühnenproben, schließlich private Fotos in der Dahlemer Villa, in der Hildegard Knef lebte, dank der Protektion durch Erich Pommer, den obersten Filmoffizier der amerikanischen Militärregierung.

Kein anderer Fotograf hat bis in die sechziger Jahre Hildegard Knef so häufig und vielseitig porträtiert – von

*Die
Models
sind unter uns*

Zum ersten Mal sah der Fotograf Hildegard Knef während der Dreharbeiten zu „Die Mörder sind unter uns“, dem ersten deutschen Nachkriegsfilm.



PORSCHE DESIGN



Die Zeitmaschine

Mit dem 1919 Globetimer UTC bietet Porsche Design eine perfekte Uhr für Geschäftsreisende.

Wann haben Dinge ihre perfekte Form? Wenn sie möglichst vollständig in ihrer Funktion aufgehen, ja sich quasi wie von selbst aus ihr ergeben. Davon war Professor Ferdinand Alexander Porsche, Designer des legendären Porsche 911, überzeugt. Bis heute ist die Maxime, auch bekannt unter „Form equals function“, fest in der DNA des Unternehmens verankert. Und führt immer wieder zu neuen Produktinnovationen.

Aktuelles Beispiel: Der 1919 Globetimer UTC von Porsche Design, eine Uhr, speziell für die Anforderungen von Geschäftsreisenden konzipiert. Denn wer sich oft durch verschiedene Zeitzonen bewegt, braucht eine Uhr, die sich möglichst schnell und problemlos an die Lokalzeit seiner Destination anpasst.

Doch gerade mit einem Hochpräzisions-Chronometer am Handgelenk ist das mitunter eine Herausforderung. Die Heimatzeit ist sekundengenau eingestellt, nun landet man am Ziel und möchte seine Uhr auf die neue Zeitzone justieren. Die Krone wird gelöst, die Zeiger auf die neue, korrekte Position bewegt. Das ist möglich, hat mit Präzision aber nichts mehr zu tun. Denn die Zeit läuft während des Stellvorgangs natürlich weiter.

Nicht so beim 1919 Globetimer UTC. Hier lässt sich der 12-Stunden-Zeiger per Knopfdruck auf Lokalzeit anpassen. Und zwar während die Uhrzeit weiterläuft, also ohne ihre bereits erfolgte exakte Einstellung zu verlieren. Möglich machen dies zwei Tasten an der Gehäusesseite, „plus“ für Reisen nach Osten, „minus“ für Destinationen im Westen. Ein Druck, und der Zeiger bewegt sich um jeweils eine Stunde in die gewünschte Richtung. Berlin – London, einmal „minus“, London – Peking, neunmal „plus“.

So naheliegend dieser Mechanismus ja eigentlich ist – im Segment der Reiseuhren stellt die präzise Zeitzonenschaltung des 1919 Globetimer UTC eine Neuheit dar. Wie so oft bei Porsche Design nutzen die Entwickler dabei Erfahrungen aus dem Motorsport. So wie das Doppelkupplungsgetriebe im Porsche Sportwagen Schalten ermöglicht, ohne den Fuß vom Gas zu nehmen, sorgen beim 1919 Globetimer UTC zwei separate Schalträder und vorgesteuerte Feder-elemente dafür, dass sich die Zeitzone spielerisch leicht verstellen lässt.

Zur korrekten Einstellung der Lokalzeit gehört natürlich auch die eventuell notwendige Justierung der Datumsanzeige. Dies erledigt die Zeitzonenschaltung des 1919 Globetimer UTC automatisch. Sobald der Stundenzeiger Mitternacht passiert, schaltet das Datum

selbständig mit. Eine Tag-Nacht-Anzeige bei neun Uhr hilft, die korrekte örtliche Tagesphase zu wählen. Am Morgen steht sie auf Weiß, am Abend auf Schwarz.

Genauso wichtig wie die Uhrzeit vor Ort ist es für Geschäftsreisende natürlich, die Heimatzeit im Blick zu behalten. Auch dieses Feature bietet der 1919 Globetimer UTC. Ein zweiter Stundenzeiger mit markanter Leuchtspitze dreht sich einmal in 24 Stunden und zeigt so, ob man zu Hause anrufen kann oder ob es gerade Nachtzeit ist.

In dem innovativen Zeitmesser arbeitet das zweite eigenständig entwickelte Porsche Design inhouse Kaliber, Werk 04.110. Mit 38 Stunden Gangreserve und vier Hertz Unruhfrequenz, eingepasst in einem dreiteiligen, 42 Millimeter großen Titan-Gehäuse und geprüft nach den Kriterien der Chronofiable SA. Bis zum 5000-fachen des Eigengewichts erstreckt sich der Schlagtest – jeder der Zeitzonenschalter muss mindestens 10.000 Zyklen standhalten. Eine Zertifizierung durch die Offizielle Schweizer Chronometerkontrolle (COSC) garantiert höchste Präzision in der Zeiterfassung. Der 1919 Globetimer UTC ist dynamisch wasserdicht bis 10 bar, das verwendete Saphirglas hartbeschichtet, kratzfest und beidseitig siebenfach entspiegelt.



Der 1919 Globetimer UTC ist Teil der exklusiven 1919-Uhrenkollektion und in vier Modellvarianten ab sofort in Porsche Design Stores, im ausgewählten Fachhandel sowie online unter www.porsche-design.com erhältlich.



Die Models sind unter uns

der Charakterzeichnung bis hart ans Pin-up heran. Umso bemerkenswerter, dass im Archiv von „Life“ zweieinhalb Rollfilme „H. Knef by Walter Sanders“ aus dem Winter 1946 erhalten sind, deren Bilder nie publiziert wurden.

Dabei zeigen sie die mit Abstand ungewöhnlichste Bildsituation: Hildegard Knef im Pelzmantel beim Besuch eines Berliner Schwarzmarkts in den Ruinen des Potsdamer Platzes, damals das „Dreiländereck“ zwischen sowjetischem, britischem und amerikanischem Sektor. Vermutlich war es zur Adventszeit, darauf lassen das Kinderspielzeug und die Plätzchenausstecher aus Weißblech auf den Tischen der Schwarzhändler schließen. Das Filmplakat von „Die Mörder sind unter uns“ spricht für einen Zeitpunkt nicht lange nach der Premiere des Trümmerfilms im Oktober 1946.

Warum aber fand keines dieser Bilder Eingang in den Artikel über Hildegard Knef, der am 19. Mai 1947 in „Life“ erschien? Die Antwort hängt wohl mit der zweiten Frage zusammen, die sich mit Blick auf das Konvolut an Knef-Bildern ergibt: Warum erschien der Artikel so spät? Schließlich hatte Sanders im Spätsommer 1946 mit den Film- und Theaterfotos genug Material zusammen. Tatsächlich aber hatte das Magazin bereits in der Ausgabe vom 26. August 1946 eine thematisch eng verwandte Story von Sanders gebracht: einen Bericht über die Tanz-

aufführungen einer Heidi Scharf im zerbombten Berlin („Götterdämmerung“ betitelt), nicht viel mehr als die forcierte Ruinen-Erotik einer zweiten Marlene Dietrich.

Immerhin bescherte der Artikel ihr waschkörbeweise Verehrerpost, und noch im Jahr darauf setzte der „Spiegel“ den angeblichen Satz von Walter Sanders, mit dem dieser die Tänzerin im Sommer 1946 angesprochen haben soll, unter ein Coverfoto von Heidi Scharf: „Very well, hohe Backenknochen“.

Es war daher wohl nicht nur ein zeitlicher Abstand, den Sanders zwischen den Artikeln über Heidi Scharf und Hildegard Knef schaffen wollte. Sanders war wohl auch klar geworden, dass es zwischen den Körperinszenierungen weiblicher Hollywoodstars und denen von Frauen in einem besetzten Land einen Unterschied gab. Zumal zeitgenössischen Betrachtern die Bilder der Knef im Pelzmantel am zerbombten Potsdamer Platz ebenso anstößig

erscheinen mochten wie die Trümmer-Performance der halb nackten Heidi Scharf. So lässt sich der Verzicht auf die Bilder als schützende Geste des Fotografen für sein Model verstehen.

Dabei nimmt das Setting der Bilder auf fast gespenstische Art die Eingangsszene des nächsten Films von Hildegard Knef vorweg, „Zwischen gestern und morgen“, der 1947 gedreht wurde. Darin schreitet ein heimgekehrter Emigrant durch zerbombte Münchner Straßenzüge zu dem Hotel, in dem er die Nacht verbringen will. Dort erblickt er nur Ruinen – und mittendrin die junge Hildegard Knef. In dieser Szene zwischen all den Trümmern erscheint sie als Epiphanie von Schönheit und Verheißung. „Was alles kaputt ist, darauf kommt's doch gar nicht an“, wird sie zu dem Mann sagen. Er fragt: Worauf denn? Sie: „Dass man sich das Schöne nimmt, wo man's kriegen kann.“

Vielleicht ist es dieses selbstbewusste Dennoch, das Walter Sanders an der jungen Hildegard Knef so faszinierte. So wie es uns noch heute, nach 70 Jahren, fasziniert. Sanders aber spiegelte diesen Stolz nicht einfach, er registrierte zugleich die Verletzbarkeit der jungen Hildegard Knef und die auffällige Distanz zu ihrer Umwelt. Zukunft, das wusste niemand besser als er, ist ein Versprechen ohne Garantie. ◀





Blancpain Fifty Fathoms (2019)
Auf der Grundlage der historischen Fifty Fathoms entwickelte Blancpain eine ganze Modellfamilie. Diese Uhren halten nun bis 30 bar oder 300 Meter Wassertiefe dicht und taugen nach wie vor als professionelle Taucheruhren. Außerdem sind sie gewachsen – von 41 auf 45 Millimeter im Durchmesser. Damit die Uhr nicht zu schwer wiegt, bekommt sie ein Gehäuse aus Titan und, aus praktischen Erwägungen, noch ein Großdatum. 16.230 Euro



Blancpain Fifty Fathoms (1968)
Im Jahr 1953 wurden zwei Zeitmesser vorgestellt, die das Thema Profi-Taucheruhr definierten: die Rolex Submariner und die Blancpain Fifty Fathoms. Letztere hatte man speziell für die französische Marine entwickelt, die eine Wasserdichtheit bis 50 Faden (91,45 Meter) forderte. Der Uhr gab das ihren Namen. Von 1959 an wurde sie an die deutsche Bundesmarine geliefert – wie auch diese Dienstuhr von 1968. 22.400 Euro

Breitling Navitimer (1965)
Dieses Modell ist wahrscheinlich die erste Smartwatch der Welt, obwohl sie mechanisch ist. Zur Navigation von Flugzeugen (daher der Modellname) konstruierte Breitling einen unter Glas liegenden kreisförmigen Rechenschieber. Indem man den Glasrand dreht, lassen sich mathematische Dreisatzaufgaben lösen – und Durchschnittsgeschwindigkeit, Steig- und Sinkflugrate kalkulieren. 3500 Euro



Breitling Navitimer B01 (2019)
Für Piloten und solche, die es gerne wären, ist und bleibt der Navitimer der Inbegriff der Fliegeruhr. Aus dem Breitling-Programm ist er nicht wegzudenken. Mechanikfans bevorzugen den Navitimer mit dem Manufakturkaliber B01, das in das 43-Millimeter-Edelstahlgehäuse passt. Menschen mit kräftigen Armen wählen die 46-Millimeter-Variante. 7400 Euro



IWC Ingenieur (2019)
Ein stilisierter Blitz im Schriftzug kennzeichnete über Jahrzehnte die Magnetfeldresistenz. Der Blitz ist weg, die Magnetfeldresistenz bei den meisten Ingenieur-Modellen auch. Das mutet wie Verrat an den Erfindern an. Die Ingenieur-Automatik mutierte von einem technisch ambitionierten Zeitmesser zur braven Sportuhr. 4800 Euro



IWC Ingenieur (1968)
Magnfelder wirken sich negativ auf die Ganggenauigkeit einer mechanischen Uhr aus. Deshalb beschloss man bei IWC, das Uhrwerk nach dem Prinzip des Faradayschen Käfigs mit einem Innengehäuse aus Weichisen zu schützen. Diese Konstruktion war auch für Menschen in technischen Berufen eine Errungenschaft. 1955 stellte man sie erstmals vor. 6800 Euro



Jaeger-LeCoultre Polaris Memovox (2019)
Weil man gerade unter Wasser den richtigen Zeitpunkt nicht verpassen sollte, verpflanzte Jaeger-LeCoultre seine Weckerwerke 1968 erstmals in eine Taucheruhr namens Polaris. Vergangenes Jahr wurde sie anlässlich des fünfzigsten Jubiläums dieses Modells wieder aufgelegt. Geblieben ist das Konstruktionsprinzip mit zwei Federhäusern: Eines treibt den Wecker an, das andere sorgt für die genaue Uhrzeit. 12.800 Euro

Jaeger-LeCoultre Memovox HPG (1969)
Obwohl Jaeger-LeCoultre keineswegs der Erfinder des Armbandweckers ist, gilt sein Modell Memovox als Inbegriff dieses Uhrentyps. 1951 begann die Geschichte, und sie setzt sich bis in die Gegenwart fort. Die Vielfalt der bis dahin entstandenen Modelle ist kaum überschaubar. Zu den Seltenheiten zählt dieses Modell, das nur 36 Millimeter misst. 5000 Euro



A. Lange & Söhne Lange 1 (2001)
Diese Uhr steht für die Marke wie keine andere. Mit ihr begann vor 25 Jahren die Wiedergründung der Glashütter Manufaktur. Originale von 1994 mit Massivboden sind heute nur schwer zu bekommen. Weshalb auch hier ein Modell der zweiten Generation zu sehen ist, dessen Handaufzugwerk unter einem Glasboden liegt. 13.200 Euro

A. Lange & Söhne Lange 1 (2019)
Die Glashütter pflegen die Legende mit Bedacht. Weder die Gehäusegröße (38,5 Millimeter) noch das charakteristische Zifferblatt mit dem Lange-typischen Großdatum wurden in den 25 Jahren verändert. Seit 2015 jedoch tickt in der Lange 1 das Uhrwerk Kaliber L.121.1, in dem auch die hauseigene Spirale zum Einsatz kommt. 32.300 Euro



ZEIT HEILT ALLE STUNDEN

Die Uhren des Jahres 2019 wirken wie gute Bekannte, denn viele sind Interpretationen historischer Modelle. Ein Vergleich zwischen Alt und Neu. *Von Martin Häußermann*

Die hier gezeigten historischen Uhren wurden von Auktionen Dr. Crott in Frankfurt versteigert und zu den angegebenen Preisen zugeschlagen.



Rolex GMT Master II (2019)
Die Rolex-Gemeinde jubelte, als die Genfer wieder eine neue Pepsi lancierten, dieses Mal sogar mit dem feingliedrigen Jubiläum-Band anstelle des sonst bei Rolex-Sportuhren üblichen Oyster-Bands. Doch wie bei der Patek Philippe Nautilus gilt auch hier: Die Verfügbarkeit liegt deutlich unter der Nachfrage. Und wer nicht ein sehr guter Kunde seines Juweliers ist, muss viel Geduld mitbringen, bis er sich eine neue GMT Master II ans Handgelenk legen kann. 8400 Euro



Rolex GMT Master (1965)
An dieser Stelle eine Warnung: Preise für Vintage-Rolex-Uhren sind nicht zu erklären. Mitunter kann ein Fehldruck auf dem Zifferblatt oder ein bestimmter Vorbesitzer den Wert verzehnfachen. Zweifellos ein Klassiker ist die Zeitzonenuhr GMT Master mit der rot-blauen Lünette, die Sammler, analog zum gleichnamigen Erfrischungsgetränk, Pepsi nennen. 20.000 Euro



Junghans Meister Pilot (2019)
Mit dem Militär hat Junghans nichts mehr zu tun. Eigene mechanische Uhrwerke baut man auch nicht mehr, aber dafür technisch hochwertige Zeitmesser zu angemessenen Preisen. Dazu zählt der Meister Pilot, der den Bundeswehr-Chronographen zum Vorbild hat. Mit einem Durchmesser von 43,3 Millimeter ist er etwas größer als sein Vorbild. 2240 Euro

Junghans Fliegerchronograph (1960)
Als die damals junge Bundeswehr 1955 eine Dienstuhr für ihre Piloten suchte, stand Junghans Gewehr bei Fuß und durfte prompt liefern. Bis 1964 produzierten sie den Chronographen mit der typischen zwölfeckigen Drehlünette. Angetrieben wurde er vom Handaufzugwerk Kaliber J88 mit aufwendiger Schaltrahmsteuerung. 2400 Euro



Chronoswiss Régulateur (1988)
Eine Armbanduhr mit der Zifferblattgestaltung einer Standuhr, darauf muss man erst mal kommen. Das gelingt nur einem passionierten Uhrenliebhaber wie Gerd-Rüdiger Lang, der 1981 seine Uhrenmarke Chronoswiss in München gründete und sechs Jahre später die Régulateur präsentierte. Wie sehr Lang damit den Nerv der Uhrenliebhaber traf, zeigen der Erfolg dieser Uhr – und die vielen Nachahmer. 1900 Euro

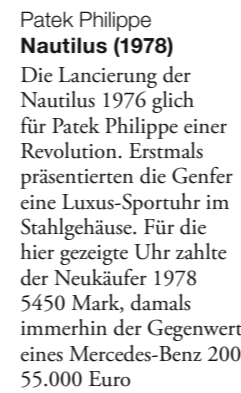


Chronoswiss Regulator Open Gear (2019)
Vor sieben Jahren verkaufte Gerd-Rüdiger Lang an das Unternehmer-Ehepaar Ebstein, das den Sitz nach Luzern verlegte und auch sonst viel veränderte. An der Régulateur rüttelten sie nicht. Nie gab es mehr Uhren mit Regulatorzifferblatt als heute. Wenn auch mal mit englischer Modellbezeichnung. 6700 Euro



Heuer Monaco (1973)
Vor 50 Jahren war diese Uhr revolutionär. Zum einen wurde im März 1969 einer der ersten Chronographen mit Automatikwerken lanciert, den heute legendären Kalibern 11, später 12 und 15 (unser Bild). Auch das rechteckige wasserdichte Gehäuse war eine technische Meisterleistung. Berühmt wurde die Monaco am Arm von Steve McQueen, der diese Uhr 1970 im Rennfahrer-Epos „Le Mans“ trug. 6900 Euro

Tag Heuer Monaco (2019)
Seit der Vorstellung der ersten Monaco hat sich viel getan. Jack Heuer, ihr Erfinder, der Ehrenpräsident des Hauses, das seit 1988 unter Tag Heuer firmiert und seit 1999 zum Luxuskonzern LVMH gehört, ist längst im Ruhestand. Um die Monaco stilgerecht wiederaufleben zu lassen, wurde ein neues Kaliber 11 konstruiert – mit der charakteristischen Aufteilung Krone links, Chronographen-Drücker rechts. 5250 Euro



FOTOS: HEISTERLEITER (10), AUKTIONSHAUS DR. CROTT (12)



Patek Philippe Nautilus (2019)
Nach etwas mehr als 40 Jahren ist diese Uhr ein Klassiker. Bei vielen solventen Liebhabern steht sie auf der Wunschliste. Das Problem: Die wenigsten kommen zum Zug, denn Patek Philippe baut weit weniger Uhren der Referenz 5711/1A, als nachgefragt werden. Wer Gefallen daran findet, muss also viel Geduld mitbringen. 27.550 Euro

Porsche Design by IWC Titanchronograph (1994)
Dieser Chronograph entspringt der Zeichenfeder von Ferdinand Alexander Porsche, dem gestalterischen Vater des Porsche 911. Er beschränkte sich nicht nur auf Autos, sondern baute auch Uhren. IWC nahm sich des Chronographen an. 1978 war es der erste Uhrenhersteller, der mit dem Gehäusematerial Titan umgehen konnte. 1700 Euro



Porsche Design Timepieces Monobloc Actuator (2019)
Seit 2014 ist Porsche Design Timepieces ein eigenständiger Uhrenhersteller, der das Erbe von F. A. Porsche pflegt. Die Entwürfe entstehen nach wie vor im Porsche-Design-Studio. Der Monobloc Actuator, selbstverständlich im Titangehäuse, ist eine gestalterische wie technische Evolution des historischen Titanchronographen. 6000 Euro

Omega Speedmaster (1965)
Die Geschichte dieses Chronographen ist schon oft erzählt worden. 1965 ernannte die Nasa die Omega Speedmaster zur offiziellen Dienstuhr. Die Astronauten Neil Armstrong und Buzz Aldrin trugen sie, als sie auf dem Mond landeten. Angetrieben wird sie von dem heute bei Sammlern ungemein geschätzten Handaufzugwerk Omega Kaliber 321. 6600 Euro



Omega Speedmaster Racing (2019)
Fürs Marketing ist die Mondlandung ein Glücksfall. Dabei gerät in Vergessenheit, dass die Speedmaster ursprünglich als Uhr für Rennfahrer konzipiert war. Dem trägt die Speedmaster Racing Chronometer Rechnung, die dank einer Hemmpartie aus Silizium magnetfeldresistent ist. 7900 Euro

EIN KLEID UND MEHR FÜR AFRIKA

Taschen von Gisele, Jacken von Gigi: Toni Garrn sammelt bei ihren Model-Freundinnen Hunderte von Kleidern – und versteigert sie zugunsten der Mädchenbildung.

Von Alfons Kaiser
Fotos Helmut Fricke

Pures Chaos hier! Jacken, Schuhe, Blusen, Gürtel – und mittendrin irgendwo Toni Garrn. Zum Glück macht sie alles gleichzeitig: ein Kleid auf den Bügel hängen, auf den Laptop mit den Preislisten schauen, die ganze Aktion blitzschnell erklären. Und langsam leuchtet sich das Durcheinander. Gut so, denn bald kommen auch schon die ersten Gäste, Freunde, Bekannten, Kunden ins Hotel 11 Howard in Downtown Manhattan.

Toni Garrn veranstaltet wieder einmal ihren „Supermodel Flea Market“. Während der New York Fashion Week im September ist das so etwas wie eine kleine zweite Modewoche. Nur gehen hier keine Models über den Laufsteg, sondern ein Model kämpft sich mit einigen Helfern durch Klamottenberge: sortiert die Einzelteile, hängt Preisschilder dran, legt sie aus und stellt am Eingang eine Kasse auf den Tisch, so dass auch jeder gleich weiß, dass es hier nichts umsonst gibt.

Eine Handtasche von Gisele Bündchen, eine Bluse von Joan Smalls, eine Jacke von Gigi Hadid: Hunderte Teile von Dutzenden Models, die meist in New York wohnen, hat Toni Garrn nun schon im vierten Jahr in Folge gesammelt. Die Erlöse des Flohmarkts, der hier gleich beginnt, gehen an die Toni Garrn Foundation, die Mädchenbildungsprogramme in Ghana, Ruanda, Burundi und Zimbabwe unterstützt. So haben ihre Model-Kolleginnen das gute Gefühl, dass ihre Schränke sich etwas leeren – und dass sie damit auch noch etwas Gutes tun.

Models bekommen die Segnungen des Konsums mit voller Wucht zu spüren. „Auch aufgrund von Instagram werden wir mit vielen Sachen beschenkt“, sagt Toni Garrn, als sie eine kurze Pause am Kleiderberg einlegt. „Jeder hofft, dass wir seine Marke dort im Bild zeigen. Teils sind das Sachen, die uns gar nicht passen oder die einfach nicht unseren Geschmack treffen.“ Oder ein Model hat einen Look schon auf einem großen Event getragen und kann ihn deshalb nicht nochmal anziehen. „Wir können diese teuren Sachen doch nicht einfach wegwerfen!“

All die großen Namen von Bella Hadid über Karlie Kloss und Angela Lindvall bis Constance Jablonski haben viel zu geben. Mehr als 500 Kleidungsstücke und Accessoires sind zusammengekommen. Was nicht weggeht beim Flohmarkt, wird dann auch im Internet angeboten – über die Plattform Paddle8, die noch bis zum Ende des Jahres die besseren Teile unters Volk bringt.

„Gisele und Bella haben jeweils mehr als 20 Teile spendet“, sagt Toni Garrn, die mit ihrem Team schon seit dem frühen Morgen Ordnung ins Spendenchaos bringt. Das 11 Howard, ein Boutiquehotel in Soho, stellt die Bibliothek im ersten Stockwerk zur Verfügung. Neben den Büchern sind da nun Blusen, High-Heels und Taschen ausgestellt, auch ein Kleid mit afrikanischen Mustern, das Toni in Ghana gekauft hat, wo sie oft für ihre Stiftung unterwegs ist. „Und nicht, dass man denkt, hier ginge es nur um XXS-Größen“, sagt sie. „Es gibt auch Teile von Schauspielerinnen und Plus-Size-Models.“



Eine Meisterin des Multitaskings: Toni Garrn sortiert in New York Kleiderspenden für ihren Flohmarkt, beantwortet eine Mail und erklärt das Konzept ihrer Afrika-Stiftung.



Die Idee, die Kleider sinnvoll wiederzuverwerten, kam ihr, als ein japanisches Model nach der Katastrophe von Fukushima auf diese Weise Spenden gesammelt hatte. Also fragte sie Model-Freundinnen nach Kleidungsstücken, die sie übrig haben. Im ersten Jahr kamen über den Verkauf etwa 40.000 Dollar zusammen, im zweiten Jahr schon fast 60.000 und im vergangenen Jahr an die 150.000 Dollar, allerdings gleich in vier Städten: Paris, Berlin, London, Madrid. Das war dann wiederum doch sehr aufwendig. Über die viele Arbeit und das viele Reden verlor sie sogar ihre Stimme. „Und meine Agenten sind irgendwann zweifelt, weil ich mich nur für meine Stiftung engagiert habe.“ Deswegen findet der Flohmarkt jetzt vier Tage am Stück nur hier in New York statt. Mit der zusätzlichen Online-Auktion hofft sie, wieder auf 150.000 Dollar zu kommen, wie im vergangenen Jahr. Eine gute Kundin ist übrigens sie selbst: Auf ihrem eigenen Flohmarkt hat sie schon Weihnachtsgeschenke für Familie und Freunde gekauft – „ziemlich praktisch, oder?“

Schon als Sechzehnjährige übernahm Toni Garrn die erste Patenschaft für Plan International. Als Botschafterin des Kinderhilfswerks unterstützte sie dann die Bewegung „Girls Get Equal“. 2016 gründete sie die Toni Garrn Foundation. Die Treuhänderschaft der Stiftung hat ihre Mutter übernommen. Das passt schon deshalb, weil Anja Garrn als Diplom-Kauffrau auf internationales Steuerrecht spezialisiert ist (und ihre Tochter als Spezialistin für Doppelbesteuerungsabkommen auch bei ihren Jobs in aller Welt beraten kann). Nach amerikanischem Recht erfüllt die Foundation die Anforderungen an eine gemeinnützige Stiftung. So können sie auch in New York Spendenbescheinigungen ausstellen.

Hauptsächlich arbeitet Toni Garrn aber natürlich weiter als Model. Gerade wurde sie für eine große internationale Parfum-Kampagne aufgenommen, und sie ist Botschaf-

terin der Schwarzkopf-Marke Taft. Sie ist auch weiter in vielen Modestrecken in Magazinen zu sehen, aber seltener auf dem Laufsteg. „Dafür habe ich mich bewusst entschieden“, sagt sie. „Wenn man das zehn Jahre lang macht, schlägt das auf die Gesundheit. Ich hatte schon Gürtelrose und eine Lungenentzündung. Drei Monate lang hatte ich keine Stimme. Der Stress für den Körper entsteht nicht so sehr durch das Arbeiten, sondern durch das Reisen, dadurch, dass man dauernd im Flugzeug sitzt.“

Immerhin: Am Magerwahn, der in der Modelbranche trotz Diversity-Bemühungen noch immer als ästhetisches Ideal verkauft wird, leidet sie nicht. „Ich war noch nie knochig. Klar muss ich manchmal in Form kommen,



dafür treibe ich viel Sport. Ich hatte auch schon mal Kunden, denen ich nicht androgyn genug war. Aber ich hatte eben auch immer genug Aufträge von Firmen, die mich so wollten, wie ich bin. Ich hatte also Glück, dass ich immer positives Feedback bekommen habe. Manche Models haben das nicht und glauben dann, abnehmen zu müssen.“

Sie hatte auch Glück, dass sie auf Niveau eingestiegen ist. Als sie 16 Jahre alt war, eröffnete sie die Calvin-Klein-Schau in New York. Seitdem lief es bestens. „Und meine Eltern haben mich immer unterstützt“, sagt sie. „Das Modeln haben sie aber nicht so super ernst genommen. Zu den wichtigen Prüfungen war ich immer in der Schule, gelernt habe ich im Flieger. Ich bin fast wöchentlich von Hamburg nach New York geflogen. Das war sehr intensiv, klar, aber ich hatte nicht so einen Druck wie andere Models.“ Und sie hat 2010 am Gymnasium Ohlstedt auch ein ganz gutes Abitur geschafft – in dem Jahr, in dem sie auf der Rangliste von models.com auf Platz elf der wichtigsten Models der Welt geführt wurde. „Weil mir bewusst ist, wie wichtig die Schule ist, setze ich mich für die Bildung benachteiligter Mädchen ein.“

Trotz all der Erfolge, der Kampagnen, des Gelds, trotz Victoria's Secret, trotz L'Oréal, trotz Calvin Klein – irgendwann erkannte sie, dass sie nicht alles machen muss: „Ich kann auch mal Jobs verschieben. Ich kann entscheiden, was ich wann machen will.“ Außerdem hat sich ihre Perspektive erweitert. Die Schauspielerei wird ihr wichtiger, auch wenn sie weiß, dass das nicht so schnell so lukrativ wird wie das Modeln. „Ob daraus auch eine Karriere werden kann, wird man sehen. Jedenfalls will ich wieder etwas Neues lernen und neuen Input bekommen.“

Es hat schon mal ganz gut angefangen. In „Berlin I Love You“ war sie die Gegenspielerin von Mickey Rourke, im neuen „Spider-Man“ spielt sie eine Rolle, und auch im Thriller „Dreamland“, der 2020 herauskommt, ist sie zu sehen. Los Angeles scheint es ihr angetan zu haben: „Ich möchte auch einfach mal an einem Ort leben.“

Jetzt ist sie aber erst einmal in Downtown Manhattan und bringt ihr Projekt zum Leben. Schon stöbern die ersten Frauen durch T-Shirts von Baja East, Pullis von Y-3 und High-Heels von Manolo Blahnik, allen voran Erica Pelosini aus Los Angeles. Aber braucht eine Stylistin, die aus Italien stammt und selbst viel zugeschickt bekommt, überhaupt noch etwas? „Na ja, wer braucht schon wirklich was“, sagt sie. „Aber was für eine tolle Idee! Man kauft ein, man macht sich glücklich, und man macht auch noch Kinder in Afrika glücklich.“

Da kommen schnell ein paar hundert Dollar zusammen. Anja Garrn sitzt an der Kasse und rechnet ab. Ein Set zur Gesichtsbildung gibt's dazu, und schon ist Erica Pelosini verschwunden, samt Ehemann Louis Leeman, der bisher gar nicht groß auffiel. „Shoppt, so viel es geht“, ruft sie noch im Hinausgehen neuen Interessenten zu. „So viel tolles Zeug hier!“

Toni Garrn beantwortet derweil Mails, ruft irgendwo an, prüft die Preislisten und beschreibt auf Englisch so schnell wie auf Deutsch eine Prabal-Gurung-Jacke mit Nieten aus dem Besitz von Bella Hadid und die schwarze Alexander-Wang-Jacke, die schon Gisele Bündchen getragen hat und die schon deshalb ein kleines Vermögen wert ist. In ihrer Doppelexistenz macht Toni Garrn das alles wie nebenbei. Denn gedanklich ist sie schon in Afrika, bei ihren Schulprojekten. Bald geht es wieder los. ◀

EIN KLEID, DAS SIE HEUTE KAUFEN KÖNNEN!

Das Bild kommt Ihnen bekannt vor? Oder sollten wir besser ein Ausrufezeichen setzen? Dieses Bild kommt Ihnen bekannt vor! Toni Garrn auf dem Dach des Apartment-Gebäudes London Terrace in New York, fotografiert von Ralph Mecke, veröffentlicht in der Septemberausgabe unseres Magazins. Das Kleid: von Lanvin, entworfen von Designerlegende Alber Elbaz. Das Problem: Weil Lanvin keine Kleider herausgibt, die nicht vom aktuellen Designer stammen, mussten wir das Kleid aus dem Jahr 2010 auf dem Vintage-Markt teuer einkaufen.

2010, das war das Jahr, in dem Toni Garrn gerade ganz oben ankam, und das Jahr, in dem Alber Elbaz auf seinem Höhepunkt war. Daher passte dieser Look so schön als Auftakt unserer Modestrecke über die zehner Jahre. Die Frage: Wohin jetzt damit? Die Lösung: Zu Ihnen! An diesem Samstag wird das Kleid von zwölf Uhr an auf der Website des Auktionshauses Paddle8 versteigert, zugunsten der Toni Garrn Foundation. (kai.)

<https://paddle8.com/auction/toni-garrn-foundation>

MYSTÈRE



HOFACKER



Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschende Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
0261 12202 | 0651 9120977
Koblenz | Trier



Im Licht: Axel Meise setzt auf ein ganzheitliches System. Die Mito soffitto kann an der Decke und an der Wand hängen.

Der Film beginnt mit Sofia Boutella, der algerischen Schauspieler, die durch „Star Trek Beyond“ bekannt wurde. Dann ist der Däne Mads Mikkelsen („James Bond 007: Casino Royale“) zu sehen. Sie wird geschminkt, für ihren Auftritt als Tänzerin. Er ist im Büro und schreibt ihr, noch bevor sie auf die Bühne geht, per Smartphone eine Nachricht: „Tut mir leid, mein Schatz, ich schaffe es nicht – Arbeit.“ Sie geht auf die Bühne und tanzt unter leuchtenden Ringen, bekommt nach ihrem Auftritt einen Zettel zugesteckt: „Mitternacht“. Er schafft es also doch – und kündigt sich an, indem er von Ferne per iPad ein Licht in ihrer Wohnung erstrahlen lässt.

Der Zweieinhalb-Minuten-Film nennt sich „The Charm“. Er ist kein Kinofilm, sondern gut verpackte Werbung. Es geht um Licht, um Leuchten von Occhio, die mit technischer Raffinesse verzaubern wollen. Im Vorbeigehen lassen sie sich an- und ausschalten, eine Geste reicht, und sie werden gedimmt. Über eine App lässt sich die Farbtemperatur der LEDs einstellen, lassen sich Lichtstimmungen gestalten. Boutella und Mikkelsen zeigen das ganz nebenbei, mit einer zufälligen Bewegung beim Tanz, einer kurzen Berührung oder einem sanften Wisch übers iPad.

„Unternehmerisch war der Film ein Risiko“, sagt Axel Meise. Vor allem, weil er teuer gewesen sei: Ein hollywooderprobtes Gespann wie Mads Mikkelsen und Sofia Boutella bekomme man nicht für wenig Geld. Vor zwei Jahren wurde gedreht, und der Film erregte, wie erwartet, Aufsehen. Meise ist auch nicht unzufrieden. Über den Kosten-Nutzen-Effekt könne man diskutieren, sagt der Gründer und Geschäftsführer von Occhio. Der Film, der in Endlosschleife im Flagship-Store an der Briener Straße in München läuft, habe die Marke allerdings vorangebracht. Und das rechtzeitig vor ihrem Jubiläum: Axel Meise hat das Unternehmen vor 20 Jahren gegründet.

Zusammen mit seiner Frau Susann, mit der er vier Söhne großgezogen hat, ist Axel Meise Mehrheitsgesellschafter von Occhio. 2017 stieg das in London und München ansässige Beteiligungsunternehmen EMH Partners ein, das neues Kapital mitbrachte. Occhio, das 150 Mitarbeiter hat, 80 allein in München, gehörte aber auch vorher schon zu den wachstumsstärksten Unternehmen der Lichtbranche, wie der Geschäftsführer sagt.

„Licht bedeutet Lebensqualität“, sagt Meise. Das merke man nicht zuletzt in der dunklen Jahreszeit. „Im November kaufen sich die Menschen vier Mal mehr Licht als im August.“ Licht in jeder Form, von Kerzen bis Strahlern.

Axel Meise hat früh seine Liebe zum Licht entdeckt. Schon mit 15 Jahren begann er, Leuchten für den privaten Gebrauch zu bauen. „Ich hatte eine eigene Wohnung im Haus meiner Eltern in Düsseldorf“, erzählt er. „Und die wollte ich optimal ausleuchten.“ Er setzte sich mit den Räumen auseinander, der Architektur, der Atmosphäre, seinem Lebensgefühl. Das passende Licht fand er nicht, er musste es selbst erschaffen.

Die Leuchten, die entstanden, versuchte er als Student dann auch zu verkaufen. Meise war 1982 nach München gegangen, um Maschinenbau an der Technischen Universität zu studieren. Mit dem Vordiplom war aber Schluss, denn es war ein Technologiewandel im Gange, den er unternehmerisch nicht verpassen wollte, von der Glüh- zur Halogenlampe mit ihren Seilsystemen. Strom zum Anlassen, wie er sagt. Auch er verfiel dem „Halogenfieber“ und gründete eine Firma, die Axel Meise Licht GmbH. 1987 stellte er sein Niederspannungssystem auf einer Messe vor.

Der Aufbruchzeit aber folgte der Niedergang. Meise musste seine Firma verkaufen und neu beginnen. Er arbeitete eine Zeitlang im Einzelhandel. Dabei stellte er fest, dass es kein ganzheitliches Leuchtensystem gab. Wer sein Haus, sein Büro, sein Hotel mit Leuchten ausstatten wollte, musste viele ganz unterschiedliche Produkte zusammen-

LIGHT KULTUR

Vor 20 Jahren gründete Axel Meise die Münchner Marke Occhio. Im Programm hat er nur drei Leuchtenserien, die überall einsetzbar sind. Sie brillieren vor allem mit technischem Raffinement.

Von Peter-Philipp Schmitt
Foto Jan Roeder

würfeln. „Da setzte ich an. Mir schwebte eine Leuchte vor, die das richtige Licht für jede Situation bietet und durchgängig gestaltet ist für alle Lebensbereiche.“

Mit seinem Kollegen Christoph Klügler entwickelte er 1998 eine modulare Produktfamilie, Leuchten mit einer gebogenen Linse, die an ein Auge (italienisch Occhio) erinnert. Meise, der sich als Italophil bezeichnet und Design aus Italien schätzt, nannte den Entwurf Puro. Die Leuchte gab es als Steh-, Tisch-, Wand- und Deckenleuchte, sie war fürs Büro genauso wie fürs Wohnzimmer geeignet – und ihr Kopf, in dem das Halogen-Leuchtmittel steckte, war abnehmbar und damit austauschbar. Wie alle Leuchten von Occhio konnte sie nach oben und unten strahlen.

Als die nächste Revolution anstand, „von analog zu digital“, wie Meise sagt, also zu LED, konnte die Puro nicht Schritt halten. Sie war vom Aufbau her zu schmal, um die Elektronik aufzunehmen, die nötig gewesen wäre. Meise entwickelte stattdessen seine zweite Produktfamilie weiter, die Leuchte Sento, „weil sie mehr konnte und formal allgemeingültiger war“. Auch sie hat eine Linse, ist modular und kann mit wenigen Handgriffen geöffnet werden, um zum Beispiel Filter einzusetzen.

Für Axel Meise muss eine Lichtquelle „das richtige Farbspektrum aussenden“. Nur eine Lichtquelle, deren Licht alle Spektralfarben enthält, lässt die Farben beleuchteter Gegenstände natürlich aussehen, nur dann ist die Farbwiedergabe (Color Rendering Index, CRI) optimal. Wenn diese Farbwiedergabe sich 100 Prozent annähert, entspricht das dem Tageslicht. „Unsere Leuchten sind bei CRI 97“, sagt Meise. „Das ist ein Spitzenwert.“

Entscheidend ist auch die Farbtemperatur: Zu Hause in der Wohnung empfinden wir „warme“ 2700 Kelvin (K) als angenehm, im Büro darf's etwas „kälter“ sein (3000 K), in einem Kaufhaus sind es auch mal 4000 K. Bei einer Occhio-Leuchte lässt sich die Farbtemperatur selbst bestimmen, und sie reicht von 2700 bis 4000 K. „Unsere LEDs werden speziell für uns gefertigt“, sagt der Sechsfünfzigjährige. „Sie bieten höchste Effizienz bei bester Lichtqualität und wählbarer Lichtfarbe.“ Ganz nach Bedarf und ohne dass man aufstehen muss, um zum Schalter zu greifen. „Dafür haben wir die berührungslose Gestensteuerung und Bluetooth-Bedienung per App entwickelt.“

Wie von Anfang an geplant, gibt es bei Occhio nicht eine Vielzahl von verschiedenen Leuchten und Kollektionen, sondern Serien – mittlerweile drei an der Zahl: M, L und X. Die Buchstaben stehen für die Größe der Leuchten, aber auch für ihre Leistungsfähigkeit und ihren Preis. Im Portfolio fehlt noch S wie „small“. Zudem gibt es noch E wie „external“, Außenleuchten. An der Spitze steht die Leuchte Mito, und da vor allem die Mito largo, die Axel Meise vor zwei Jahren entworfen hat.

Mito besteht aus Aluminium, das Vollmetall wird ausgefräst, um Platz für die Elektronik und die LEDs zu schaffen, das Metall zum Beispiel in Bronze oder Roségold bedampft. Für die Mito largo wird es zusätzlich gebogen. Die Leuchte „mit ihrem ringförmigen Kopf am konisch zulaufenden Carbon-Körper“ ist ein gestalterisches und auch handwerkliches Kunstwerk, das alle technischen Raffinesse von Occhio in sich vereint. Dafür wurde sie 2017 mit dem German Design Award in Gold ausgezeichnet.

Der Aufwand, sie zu produzieren, ist groß, in Deutschland wäre die Herstellung nicht zu bezahlen. „Anfangs haben wir in Italien produziert, sind dann aber nach China gegangen“, erzählt Meise, der sechs bis acht Mal im Jahr zur Fertigung nach Guangzhou fliegt. Und das nicht etwa wegen des Preises, sondern wegen der Qualität. „Die Italiener haben unsere Qualitäts-Updates nicht bekommen.“ Die Chinesen hingegen hätten die Einstellung, immer besser werden zu wollen, was ihn beeindruckt. „Das ist mit der saturierten Haltung, die wir teilweise hier in Deutschland erleben, einfach nicht vergleichbar.“



Sento: Der Kopf der Leuchte ist abnehmbar.



Mito linear: Die Leuchte ist in der Höhe verstellbar.

Während die anderen Feldmäuse Körner, Nüsse und Stroh für den nahenden Winter sammeln, sitzt Frederick nur auf einem Stein herum und scheint nichts zu tun. Als die Mäuse ihn darauf ansprechen, entgegnet er: „Ich arbeite doch. Ich sammle Sonnenstrahlen für die kalten, dunklen Wintertage.“ Als die Vorräte sich Monate später dem Ende zuneigen, die Stimmung gedrückt ist und die Mäuse frieren, erhellt Frederick die Höhle mit Erinnerungen an Sonne und bunte Farben.

Das Kinderbuch „Frederick“ von Leo Lionni aus dem Jahr 1967 zeigt einen poetischen Ausweg aus dem Winterblues: Wem die Dunkelheit der Wintermonate aufs Gemüt schlägt, der braucht nur in schönen Erinnerungen zu schwelgen.

Die Wirklichkeit ist unerfreulicher. Wenn die Tage kürzer werden, stellt sich die gesamte Physiologie beim Menschen um, und bei vielen verläuft das nicht reibungslos. Vermutlich etwa ein Viertel der Deutschen leidet im Winter an fehlendem Antrieb und Stimmungsschwankungen. Bei bis zu drei Prozent der Menschen wachsen sich die Symptome zu einer richtigen Depression aus: Sie können sich nicht konzentrieren, fühlen sich oft niedergeschlagen, müssen oft weinen. Außerdem haben sie ein erhöhtes Schlafbedürfnis und verstärkt Appetit auf Süßes und Kohlenhydrate, verbunden mit Heißhungerattacken – im Gegensatz zu Menschen, deren Depression nicht mit dem Wetter zusammenhängt und die oft unter Appetit- und Schlaflosigkeit leiden.

Ein bisschen gedrückte Stimmung, Lust auf Süßes und ein großes Schlafbedürfnis: Alles nur halb so wild?

„Viele denken, bei Herbst-Winter-Depressionen sind die Symptome generell leichter ausgeprägt, aber das stimmt nicht“, sagt Edda Winkler-Pjrek, Professorin an der Universitätsklinik Wien. „Die Herbst-Winter-Depression ist einfach bloß eine Spezialform der rezidivierenden, also der immer wiederkehrenden Depression.“ Die Ärztin muss es wissen, denn sie leitet eine Spezialambulanz für Herbst- und Winter-Depressionen, die in Größe und Ausstattung in Europa einmalig ist.

Ihr wichtigster Rat im Kampf gegen den Winterblues lautet: selbst bei Schmelwetter rausgehen. Denn auch an einem bewölkten Tag hat das natürliche Licht noch bis zu 2000 Lux, ein Vielfaches der normalen Raumbelichtung. Wer sich zu Beginn der dunklen Jahreszeit also lustlos und niedergeschlagen fühlt, sollte es erst einmal mit ausgedehnten Spaziergängen bei Tageslicht, Radfahren ins Büro oder einfach einer guten Zeit mit Freunden probieren. Die kann auch mal gemütlich auf dem Sofa verbracht werden, wenn man sich gar nicht danach fühlt, die warme Wohnung zu verlassen.

Denn die leichte Form der Winterdepression, allgemein Winterblues genannt (Winkler spricht von einer Sub-SAD, einer saison-abhängigen Depression), könnte durchaus evolutionäre Wurzeln haben. In der Steinzeit verließen die Menschen ihre Höhle im Winter kaum. Sie futterten sich Winterspeck an und sparten Energiereserven auf. „Auch auf dem Bauernhof hatte man im Winter Speck hängen und hat fettig gegessen“, sagt Winkler-Pjrek. Und man hatte einen Tagesrhythmus, der stark von den Jahreszeiten geprägt war.

NICHT INS DUNKEL

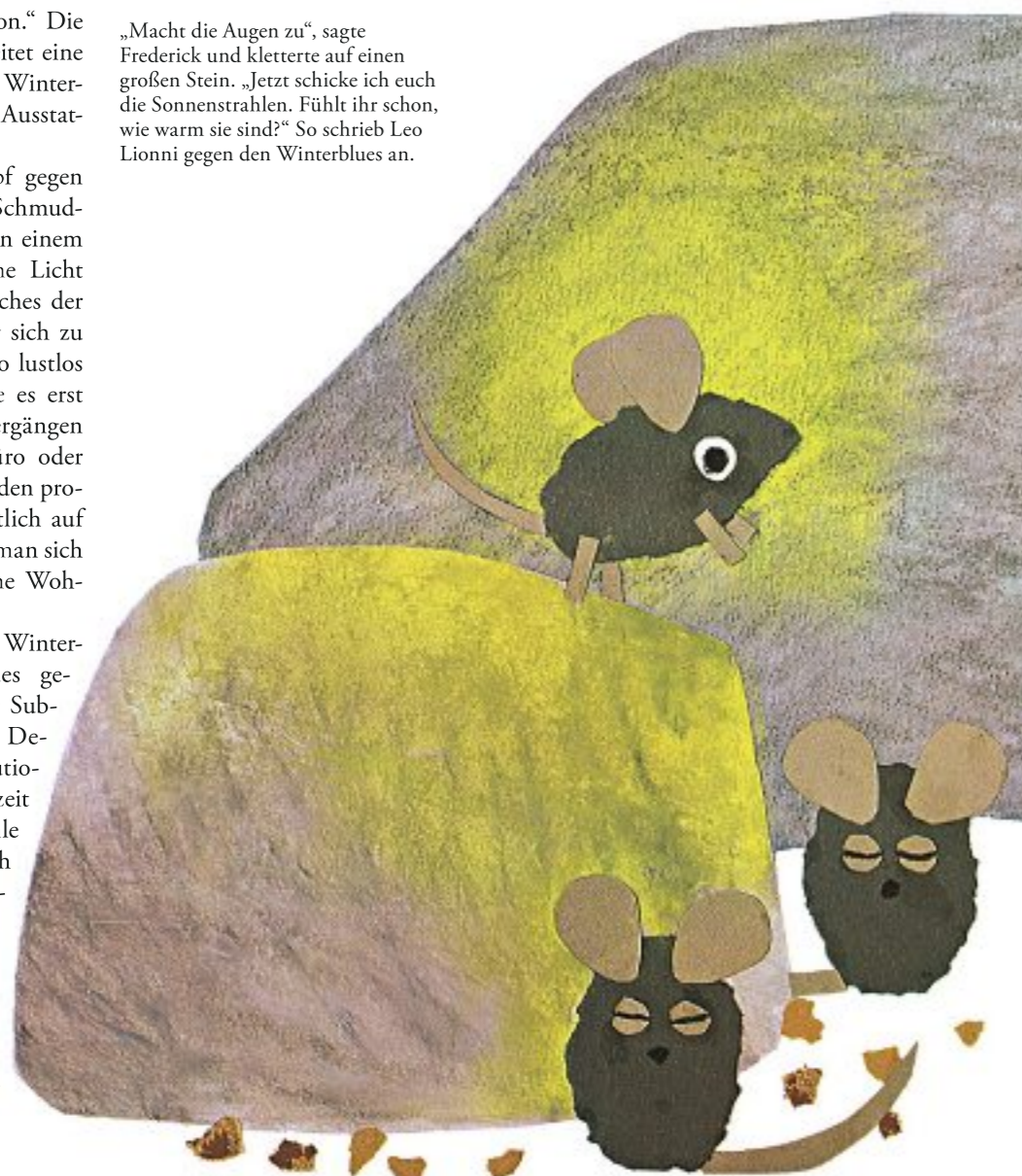
Die fehlende Sonne schlägt vielen Menschen im Herbst und Winter aufs Gemüt. Dagegen hilft vor allem: mehr Licht.

Von Leonie Feuerbach

Der durchschnittliche Büromensch aber kann nicht mehr so auf seine Bedürfnisse achten. Er muss im Sommer und Winter zur selben Uhrzeit im Büro sein, unabhängig von seinem Schlafbedürfnis. Das könnte erklären, warum vor allem Menschen mittleren Alters von Herbst-Winter-Depressionen betroffen sind, also Berufstätige zwischen 25 und 60 Jahren.

Wem weder Spaziergänge noch mehr Schlaf helfen, für den öffnet Edda Winkler-Pjrek die Türen ihrer Spezialambulanz, meist von Mitte Oktober an oder auch später, falls der Herbst sonnig ist.

„Macht die Augen zu“, sagte Frederick und kletterte auf einen großen Stein. „Jetzt schicke ich euch die Sonnenstrahlen. Fühlt ihr schon, wie warm sie sind?“ So schrieb Leo Lionni gegen den Winterblues an.



Tausenden Patienten konnte Winkler-Pjrek über die Jahre schon helfen. Denn ihre Ambulanz verleiht Lichttherapieleuchten, also weiße Leuchtstofflampen, in deren Schein die Patienten sich jeden Morgen eine halbe Stunde setzen sollen. Nach einem Monat müssen sie das Gerät zurückgeben. Die meisten sind danach so überzeugt, dass sie sich selbst ein solches Gerät anschaffen, das zwischen 400 und 800 Euro kostet. Gut der Hälfte der Patienten reicht die Lichttherapie, die anderen müssen zusätzlich Antidepressiva nehmen.

Eine normale Bürolampe hat um die 500 Lux. Eine Lichttherapieleuchte strahlt helles Licht von bis zu 10.000 Lux aus, hebt die Stimmung und senkt den Melatoninspiegel. Weniger vom Schlafhormon Melatonin geht mit mehr Serotonin im Körper einher, dem sogenannten Glückshormon. Bei gesunden Menschen sinkt der Melatoninspiegel automatisch nach dem Aufstehen und steigt in den Abendstunden wieder an. Menschen mit einer Winterdepression schlafen nachts oft unruhig und sind tagsüber ständig müde, ihr Melatoninspiegel ist zu hoch und ihr Schlaf-Wachrhythmus gestört.

Durch weißes Licht, wie es in der Natur vor allem morgens vorkommt, senken die Lampen die Melatoninkonzentration im Blut. Im schwedischen Umeå, einer Stadt 500 Kilometer nördlich von Stockholm, haben solche Leuchten sogar schon die beleuchteten Reklametafeln an Bushaltestellen ersetzt, um die Bevölkerung während der dunklen Jahreszeit bei Laune zu halten – die ist dort mit nur etwa viereinhalb Stunden Tageslicht im Dezember besonders dunkel. Im nicht ganz so düsteren Wien sind nicht alle von den Lampen überzeugt, erzählt Winkler-Pjrek. „Manche Patienten sind begeistert, aber andere sagen: Das blendet bloß, die Sonne kann es nicht ersetzen.“

Klar, könnte man denken: Die Sonne wärmt, sie taucht die Umgebung in warmes Licht, lässt den Körper im Gegensatz zu einer Lampe mit UV-Filter Vitamin D produzieren. Pflanzen wachsen schneller bei Sonnenlicht, Hühner legen mehr Eier. Schon der griechische Arzt Aretaios soll Lethargikern vor zwei Jahrtausenden geraten haben, sich in die Sonne zu legen.

Was genau Sonne mit dem menschlichen Körper macht, ist aber gar nicht so klar. „Da ist noch vieles nicht erforscht“, sagt Winkler-Pjrek. Bekannt ist etwa, dass die Konzentration bei Helligkeit höher ist. So lösten amerikanische Studenten im Rahmen einer Studie Aufgaben bei Sonnenschein schneller und fehlerfreier als bei Regen. Bewohner sonniger Länder sterben seltener an einem Herzinfarkt. Sonnenlicht fördert die Bildung von Vitamin D, und das macht weniger anfällig für Infekte.

Anders als man vermuten könnte, scheint Vitamin D bei Winterdepressionen allerdings keine Rolle zu spielen. Vitamin-D-Präparate lindern die Symptome der Winterdepression nicht, sagt Winkler-Pjrek. Und auch das Licht der Therapieleuchten enthält keine UV-Strahlung – sonst könnten die Patienten nicht direkt hineingucken – und produziert dementsprechend auch kein Vitamin D.

Möglicherweise muss das Licht nicht einmal über die Sehnerven aufgenommen werden. Erste, wenn auch noch unzulängliche Studien deuten darauf hin, dass derselbe Effekt erzielt wird, wenn man das Gehirn direkt über die Ohren bestrahlt.

Und nun? Wer nicht gleich eine Therapielampe kaufen mag, kann auch mal ins Solarium gehen. Da muss man zwar die Augen geschlossen halten oder eine Schutzbrille tragen, Patienten berichten trotzdem von positiven Effekten durch Wärme und Helligkeit. Oder man konzentriert sich auf die positiven Seiten des Winters: Kerzen, Weihnachtsmärkte, Lebkuchen.

Das weiß auch die Maus Frederick. Sie trägt ihren Mitmäusen am Ende von Lionnis Kinderbuch ein Gedicht über die Jahreszeiten vor. „Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind vier Jahreszeiten. Keine weniger und keine mehr. Vier verschiedene Fröhlichkeiten.“

TREFFSICHERE GESCHENKE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 29 GALERIEN WELTWEIT.



LUMAS
15
YEARS

FEDERICO NAEF
Penny&Wuffy
Auflage 150, handsigniert
90 x 68 cm
Foto-Abzug unter Acrylglas
Art.-Nr. FNE02 | 699 €

Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avensio GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin

ABILDUNG LEO LIONNI/FREDERICK (1967/2008) BELTZ & GELBERG IN DER VERLAGSRUHPPE BELTZ/WEINHEIM BASEL

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS

THE LIBERATION OF ART



Limitierte Geschwindigkeit: In den Siedlungsgebieten der Amischen prallen auch auf den Straßen zwei Welten aufeinander – Pferdekutschen und Autos.



Kein Sinn für Eitelkeiten: Die Amischen wollen ihre Lebensweise als „einfache Leute“ erhalten, in der wenig Raum vorgesehen ist für Äußerlichkeiten.

ORDNUNG IST DAS GANZE LEBEN

Die Amischen in Pennsylvania legen großen Wert auf Tradition. Ihr Leben folgt genauen Regeln. Jedenfalls meistens.

Von Roland Lindner, Fotos Pier Giorgio Danella

Für seine 75 Enkel ist Jesse Detweiler der Grossdaddy. Fünf von ihnen sind heute zu seinem „Daddy House“ gekommen und helfen bei der Arbeit. Sie stapeln Brennholz für den Winter in einer Scheune und stutzen den Rasen mit einem mechanischen Mäher. Sie sind neugierig, wenn Englische vorbeikommen. Damit meinen Amische jeden, der nicht zu ihnen gehört, egal welcher Herkunft.

An diesem Tag sind die Englischen Besucher aus Deutschland. Grossdaddy Detweiler fragt fröhlich, ob sie „Deutsch schwätze“, bevor er wieder zum Englischen übergeht und von seinem Leben in diesem Landstrich in Pennsylvania erzählt. Von dem Sägewerk, das er einst hatte, und dem Schleifdienst für die hier in der Region allgegenwärtigen Mähgeräte, den er mit 71 Jahren noch betreibt. Von den alten Bibeln in deutscher Sprache, zum Teil noch aus dem 18. Jahrhundert, die er sammelt. Und davon, wie wichtig es für ihn ist, die Lebensweise der Amischen als „plain people“ – „einfache Leute“ – zu erhalten und nicht dem Rest der Welt anzugleichen. Zu dieser Lebensweise gehören der altertümlich anmutende schlichte Kleidungsstil, der genauen Regeln folgt und wenig Raum für individuelle Eitelkeiten lässt, und der weitreichende Verzicht auf technische Errungenschaften, die für die meisten Amerikaner wie selbstverständlich zum Alltag gehören, etwa Autos oder Smartphones. Es würde Jesse Detweiler enttäuschen, wenn er einen seiner Enkel jemals mit einem Handy erwischen würde. „Sie wissen es besser.“

Sein Anwesen befindet sich im Kishacoquillas Valley, oder einfach dem „Big Valley“, einer ländlichen Gegend auf halbem Weg zwischen Philadelphia und Pittsburgh. Hier liegt die Heimat der drittältesten Siedlung von Amischen in den Vereinigten Staaten. Durch die Traditionsverbundenheit der Amischen prallen in dieser Region zwei Welten aufeinander: Pferdekutschen der Amischen teilen sich die Straßen mit den Autos der anderen Bewohner, vielerorts weisen Verkehrsschilder mit Kutschensymbol darauf hin. Vor Geschäften gibt es nicht nur Parkplätze für Autos, sondern auch Pfosten, an denen Pferde angebunden werden können. Es ist eine selbstverständliche Koexistenz, Amische sind auch oft direkte Nachbarn von Englischen. Von außen ist meist leicht zu erkennen, ob Amische in

einem Haus wohnen. Neben den Kutschen geben das riesigen Wäscheleinen preis, die an Seilbahnen erinnern und sich über Dutzende von Metern erstrecken können. Diese langen Leinen werden von den oft sehr kinderreichen Familien auch gebraucht. An Waschtagen sind sie dicht an dicht mit Kleidung bestückt und geben ein imposantes Bild ab.

Auf den Feldern, die von Amischen bewirtschaftet werden, sind Pferde statt Traktoren zu sehen. Wobei die Amischen in der Gegend heute nicht mehr in erster Linie von der Landwirtschaft leben. Viele von ihnen sind Handwerker, oft mit eigenen Betrieben. Und wengleich ihre bescheidene Lebensführung es vielleicht nicht vermuten lässt, scheinen ihre finanziellen Verhältnisse ziemlich gut zu sein. Einheimische erzählen, dass Amische oft die höchsten Gebote abgeben, wenn Häuser zum Verkauf stehen.

Die Amischen sind eine christliche Glaubensgemeinschaft mit Wurzeln in Europa, vor allem in der Schweiz und im südwestlichen Deutschland. Sie zählen zu den Täufern, einer protestantischen Bewegung, in der die Taufe als aktives und persönliches Bekenntnis zum Glauben verstanden wird und deshalb Erwachsenen vorbehalten ist. Gründer und Namensgeber der Amischen war der Schweizer Jakob Ammann. Er spaltete sie Ende des 17. Jahrhunderts als neue Bewegung von den Mennoniten ab, einer anderen Täufergruppe, die ihm nicht streng genug war. Anfang des 18. Jahrhunderts kamen Amische

und auch Mennoniten als Teil einer großen Auswanderungswelle aus der Pfalz nach Pennsylvania. Anders als in Europa, wo Täufer unter Verfolgung litten, wurde ihnen hier Glaubensfreiheit versprochen. Die Einwanderer etablierten eine pfälzisch angehauchte Version des Deutschen in der Region, das „Pennsylvania Dutch“, wie es bis heute von Amischen wie Jesse Detweiler kultiviert wird. Der Dialekt ist ihre Alltagssprache, wenn sie unter sich sind, im Umgang mit Nicht-Amischen sprechen sie Englisch, im Gottesdienst auch Hochdeutsch. Amische haben sich im Laufe der Zeit in vielen amerikanischen Bundesstaaten niedergelassen, aber in Pennsylvania sind sie bis heute am stärksten vertreten. In ganz Amerika gibt es mehr als 300.000, und die Zahl steigt wegen des Kinderreichtums der Familien stark. Aus Deutschland sind die Amischen dagegen vollständig verschwunden. Die letzte hiesige Gemeinde in Zweibrücken wurde 1937 aufgelöst und schloss sich den Mennoniten an.

Wer ins „Big Valley“ kommt, merkt sehr schnell, dass Amisch nicht gleich Amisch ist. Hier sind verschiedene Untergruppen zu Hause, die im Laufe der Zeit entstanden sind, weil es Meinungsverschiedenheiten in Fragen der Doktrin gab. Als besonders konservativ gelten die Nebraska-Amischen, Renno ist ein vergleichsweise moderaterer Zweig, und Byler liegt dazwischen. Wer wozu gehört, ist für Außenstehende leicht an den Kutschen zu erkennen, deren Verdecke unterschiedliche Farben haben. Bei den Nebraska-Amischen sind sie weiß, weshalb sie in der Region gemeinhin nur „White Toppers“ genannt werden. Entsprechend gibt es die „Yellow Toppers“ (Byler) und „Black Toppers“ (Renno).

Die Amischen sind daran gewöhnt, dass sie von der Außenwelt oft als Kuriosum empfunden werden, und sie haben akzeptiert, dass sie eine Touristenattraktion sind. Im Umgang mit fremden Englischen sind sie freundlich, aber sie können einsilbig werden, wenn sie im Detail nach ihrer Lebensweise und ihrer Philosophie befragt werden. Viele von ihnen machen auch klar, dass sie nicht fotografiert werden möchten, jedenfalls nicht so, dass ihr Gesicht prominent zu sehen wäre. Wer es trotzdem versucht, muss damit rechnen, dass sie ihr Gesicht verbergen. Diese Abneigung gegen Fotos wurzelt im Bilderverbot in der Bibel.



Brennholz für den Winter: Auch Jugendliche helfen bei der Arbeit.



Unter der Haube: Der Kleidungsstil der Amischen ist bis ins Detail reglementiert.



Farbenfroh: Lizzie Zooks Tochter heißt auch Lizzie – man liebt hier noch Traditionen.

Das ist auch der Hintergrund dafür, dass Puppen von Amischen oft keine Gesichter haben.

Im Leben der Amischen spielt das deutsche Wort Ordnung eine zentrale Rolle. Die Ordnung ist ein ungeschriebenes Regelwerk, das ihren Alltag bestimmt und festlegt, was ihnen erlaubt ist und was nicht. Und sie kann je nach Untergruppe und sogar je nach Gemeinde innerhalb einer solchen Gruppe sehr verschieden sein. Manche Amische dürfen Toiletten mit Spülung im Haus haben, anderen ist das verboten – sie behelfen sich mit Plumpsklos im Hof. Üblicherweise sind Amische als Zeichen ihrer Abneigung von der Außenwelt nicht an das öffentliche Stromnetz angeschlossen, aber viele von ihnen haben andere Wege, um Elektrizität zu erzeugen. Dieselgeneratoren sind weit verbreitet und helfen zum Beispiel beim Betrieb von Waschmaschinen, einige Gruppen erlauben den Besitz von Solaranlagen. Auch der Kleidungsstil ist der Ordnung unterworfen, oft bis in kleine Details. Statt Knöpfen verwenden manche Amische Haken und Ösen oder gar Stecknadeln, Byler-Männer wie Jesse Detweiler haben Hosenträger mit einem statt zwei Bändern. Die Ordnung ist nicht unantastbar, in den Gemeinden wird immer wieder über Anpassungen diskutiert. Aber üblicherweise ändert sie sich nur langsam. „Das ist mir auch recht so“, sagt Detweiler.

ORDNUNG IST DAS GANZE LEBEN

Nicht jeder lebt freilich rigoros nach der Ordnung, und Amische haben Wege gefunden, sich den Alltag zu erleichtern. Der Besitz von Autos ist tabu, also lassen sie sich oft von Engländern chauffieren, zum Beispiel, um Großeinkäufe zu erledigen. Sie mögen keine Telefone zu Hause haben, akzeptieren aber, dass sie nötig sind, und nutzen sie anderswo, zum Beispiel in speziellen Telefonzellen. Im „Big Valley“ sind sogar Geschichten von Amischen zu hören, die heimlich Toiletten in ihren Häusern installieren, ohne dass es ihre Gemeinde mitbekommt. Das Plumpsklo verbleibt dann als Staffage für Gäste.

Lizzie Zook, die den eigentlich sehr konservativen „White Toppers“ angehört, nimmt es in manchen Dingen genauer als in anderen. Ihr Haus hat nur ein Plumpsklo, und sie schließt ihr Kleid vorschriftsgemäß mit Stecknadeln. Aber sie nutzt bisweilen das Handy, das eigentlich vor allem für geschäftliche Anrufe im benachbarten Sägewerk ihrer Familie gedacht ist, auch zu Hause, wenngleich mit schlechtem Gewissen („Gott kriegt das ja mit“). Als

eine der wenigen Amischen macht es ihr auch nichts aus, sich fotografieren zu lassen.

Bischöfe wachen darüber, dass die Ordnung befolgt wird. Sie sind so etwas wie die Vorsteher der einzelnen Gemeinden, und Joseph Peachey ist einer von ihnen. Das Amt ist unbezahlt, und er übt es nur nebenbei aus, im Hauptberuf macht er Möbel und Kunsthandwerk aus Holz. Seine Gemeinde umfasst etwa 30 Familien. Er sagt, für Amische sei es ein Gebot der Bibel, die Außenwelt nicht zu nahe an sich heranzulassen: „Technologie hilft niemandem, in den Himmel zu kommen.“ Werden ihm Verstöße gegen die Ordnung bekannt, versucht er, das Gemeindeglied wieder auf Linie zu bringen. Gelingt das nicht, kann es zu Sanktionen kommen, im Extremfall sogar zur Exkommunikation. Damit kann dann auch eine Meidung verbunden sein, also die soziale Isolierung. Diese Praxis ist umstritten und wird von der Außenwelt oft als zu harsch kritisiert. Bischof Peachey beschreibt sie aber als ein wohlwollend gemeintes Instrument, um jemanden, der auf Abwegen geraten ist, zurückzugewinnen. Wer sich reuig zeigt, wird auch wieder von der Gemeinde aufgenommen.

Peachey gibt zu, dass manche Amische eine gewisse Sehnsucht nach Dingen verspüren, die für sie tabu sind. „Wir sind alle nur Menschen.“ Er findet aber nicht, dass es



Von klein auf: Für die Glaubensgruppe der Amischen zählt nicht die Individualität, sondern die Gemeinschaft.

heute zwangsläufig schwieriger sei als früher, die Ordnung zu bewahren und modernen Einflüssen zu entkommen. Einerseits habe es der technische Fortschritt erleichtert, manche Regeln zu brechen, zum Beispiel weil Handys so klein sind, dass man sie in der Hosentasche verstecken kann. Andererseits sei die Außenwelt mittlerweile so extrem geworden, dass sie viele Amische abschrecke. „Wenn man heute zu Walmart geht, sieht man Leute mit Tätowierungen und orangefarbenen Haaren. Der Unterschied zu uns ist so groß, das jagt einem Angst ein. Sogar unsere jungen Leute sagen, dass so ein Leben nie für sie in Frage käme.“ Tatsächlich ist der Anteil der Amischen, die in die Welt der Engländer wechseln, sehr gering.

Zumindest bei den konservativeren Gruppen im „Big Valley“ scheint auch das Rumspringa eine zahme Angelegenheit zu sein. Dies ist die Zeit, bevor Amische sich taufen lassen und damit ihr offizielles Bekenntnis zur Glaubensgemeinschaft ablegen. Sie wird oft als Experimentierphase beschrieben, in der Jugendliche Freiheiten genießen, die ihnen die Ordnung später verbietet wird. Es gibt sogar den Mythos, wonach viele junge Amische sie nutzen, um über die Stränge zu schlagen und exzessive Partys zu feiern. Bischof Peachey und auch andere Amische sagen, das habe aber mit der Realität wenig zu tun. Rumspringa beschreiben sie hier schlicht als Zeit, in der Jugendliche sich oft treffen, zum Beispiel für Spiele und gemeinsames Singen – und in der Hoffnung, einen Partner zu finden, den sie einmal heiraten werden.

Was nicht heißt, dass Heranwachsende keinen eigenen Kopf haben. Lizzie Zook weiß das als Mutter von sieben Kindern nur zu gut. Ihre Tochter Lovina liebt etwa pinkfarbene Kleidung. Mit 16 Jahren ist sie noch nicht der Vorschrift unterworfen, sich in gedeckten Farben zu kleiden, aber das wird sich ändern, sobald sie sich taufen lässt. „Als Mitglied der Kirche muss sie sich anpassen.“ Die größten Sorgen macht sich Lizzie Zook um James, ihren Ältesten. Er ist 19 und zu ihrem Entsetzen unlängst ausgezogen. Warum, weiß sie selbst nicht genau. Er habe nur gesagt, es liege nicht an der Familie oder der Kirche, sondern an Reibereien mit anderen jungen Amischen. James lebt jetzt im Nachbarort, trägt Jeans und fährt einen Pick-up-Transporter. Seit er weg ist, hatte seine Mutter viele schlaflose Nächte. Sie will ihn nicht zwingen zurückzukommen, hofft aber, dass er es aus freien Stücken tun wird. „Er weiß, wie sehr ich ihn vermisse.“



DER FEIND IN DEN GENEN

Amische sind anfällig für viele Erbkrankheiten. Ein Arzt hat in Pennsylvania Kliniken gegründet, um ihnen zu helfen.

Es begann mit Danny Lapp. Holmes Morton arbeitete gerade als Forscher an einer Kinderklinik in Philadelphia, als er mit der rätselhaften Erkrankung des sechs Jahre alten Jungen aus einer Familie von Amischen konfrontiert wurde. Die Symptome deuteten auf eine Zerebralparese hin, also eine schwere Bewegungsstörung, die auf eine Schädigung des Gehirns zurückgeht. Aber diese Erkrankung macht sich üblicherweise schnell nach der Geburt bemerkbar. Danny Lapp dagegen war mehr als ein Jahr kerngesund. Dann ereilte ihn ein vermeintlich harmlos erscheinender Magenvirus, und das war der Beginn seiner Behinderung. Morton testete den Urin des Jungen, und das Ergebnis führte ihn zu seinem Erstaunen auf eine ganz neue Fahrt. Es legte den Schluss nahe, dass es sich hier um eine Glutarazidurie Typ 1 – oder GA1 – handelt. Das ist eine äußerst seltene angeborene Stoffwechselerkrankung. Die Eltern des Jungen berichteten Morton, dass sie auch andere Familien von Amischen kennen, deren Kinder an etwas Ähnlichem zu leiden scheinen wie ihr Sohn. Schnell fand der Mediziner in der Region eine ganze Reihe von Fällen der seltenen Erkrankung.

Das ist rund 30 Jahre her. Morton hat seither festgestellt, dass es neben GA1 noch eine Reihe sogenannter rezessiver Erbkrankheiten gibt, die bei den Amischen in Pennsylvania oder den mit ihnen verwandten Mennoniten in der Gegend in auffälliger Häufung auftreten. Er hat es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, diesen Gruppen zu helfen. Eine von ihm in der Nähe der Amischen-Hochburg Lancaster gegründete Klinik ist seit vielen Jahren auf die Diagnose und Behandlung solcher Erkrankungen spezialisiert. Erst kürzlich hat er zwei Autostunden entfernt in Belleville ein weiteres, wesentlich größeres Gesundheitszentrum in Betrieb genommen. Seine Arbeit stellt einen bemerkenswerten Kontrast her: Er setzt modernste technische Mittel für Menschen ein, die sich ansonsten dem Fortschritt in vielerlei Hinsicht verweigern und nach alten Bräuchen leben. Und seine Hilfe wird dankbar angenommen.

Die Anfälligkeit der Amischen und auch Mennoniten für Erbkrankheiten erklärt sich zu einem wesentlichen Teil dadurch, dass sie von einer überschaubaren Gruppe von Einwanderern abstammen, die

einst aus Europa nach Pennsylvania gekommen sind. Sie heirateten üblicherweise nur untereinander, weshalb ihr Genpool sehr begrenzt ist. Im Grunde besteht er nur aus den etwa 50 Chromosomensätzen der Gründerfamilien. Darum können Mutationen leichter von Generation zu Generation vererbt werden, auch wenn es heute unter den Amischen verpönt ist, nähere Verwandte wie Cousins zu heiraten. GA1 zum Beispiel tritt bei einem von 400 Amischen in der Region auf, außerhalb dieser Gruppe trifft es nur eine von 200.000 Personen. Es gibt aber auch den gegenteiligen Effekt, dass die Amischen unter manchen Erbkrankheiten weniger leiden, weil ihre Vorfahren sie nicht hatten, etwa der ansonsten unter Amerikanern europäischer Abstammung recht verbreiteten Mukoviszidose. All das macht die Amischen in der Medizin schon seit langem zu einem faszinösen und beliebten Forschungsobjekt. Nach Mortons Auffassung hatte das oft Züge von Ausbeutung und „medizinischem Tourismus“, denn viele Ärzte seien zu Studienzwecken nach Pennsylvania gekommen, ohne aber den Menschen wirklich zu helfen. Genau davon will er sich mit seinen Kliniken abheben.

Bis heute hat Morton etwa 120 verschiedene Erbkrankheiten unter den Amischen behandelt, und die Zahl erhöht sich noch immer. Erst vor ein paar Monaten fand er bei Zwillingen, die unter schweren Krampfanfällen litten, eine Genmutation, die ihm zuvor nicht begegnet war. Er sagt, die Defekte seien dank moderner Analyse-Instrumente heute viel leichter zu identifizieren als früher. Eine frühe Diagnose ist nach seinen Worten bei vielen Erbkrankheiten entscheidend, um Betroffene möglichst schnell behandeln und schwere Behinderungen abwenden zu können. Er empfiehlt Gentests direkt nach der Geburt, wenn nicht sogar schon vorher.

Was Mortons Arbeit kompliziert macht, sind die Finanzen. Denn die Amischen zahlen aus Tradition nicht in die staatlichen Sozialversicherungen ein und schließen auch keine privaten Krankenversicherungen ab. Sie zahlen die Arztrechnungen aus eigener Tasche, und wenn sie das nicht können, helfen sie sich untereinander. Das kann bei behandlungsintensiven Erbkrankheiten sehr teuer werden. Für Morton ist es daher ein Teil seiner Arbeit geworden, bei Krankenhäusern Preisnachlässe für seine Patienten herauszuhandeln. Und er selbst berechnet in seinen Kliniken nur rund ein Fünftel der gängigen Preise. Um die Häuser trotz der Rabatte finanzieren zu können, wirbt er regelmäßig um Spenden, und er lässt sich auch von den Amischen selbst helfen. In Auktionen zugunsten der Kliniken werden selbstgemachte Dinge versteigert, für die die Amischen bekannt sind, wie Bettdecken und Holzmöbel.

Die Amischen haben Morton sogar beim Bau der Kliniken unterstützt. Sie zimmerten die Holzrahmen der Gebäude zusammen – gemäß ihrer Tradition mit Holzstiften statt mit Nägeln. (ltd.)



Landwirtschaft wie vor Jahrhunderten: Auf den Feldern der Amischen erledigen Pferde die Arbeit.

DIE KUNST DES INTERVIEWS

Das Interview ist die am meisten unterschätzte Textform im Journalismus. Während für Reportagen oder investigative Recherchen haufenweise Preise ausgeschrieben werden, muss man im Fall des Interviews danach suchen. Es gibt auch nur wenige Journalisten, die sich als ausgezeichnete Interviewer einen Namen gemacht haben. Viele Leser glauben, der Beitrag des Journalisten sei bei einem Interview geringer als bei irgendeiner anderen Textform. Das ist ein Irrglaube. Dennoch überdeckt der Glanz des Interviewten zumeist den des Interviewers, schon weil jener oft berühmter ist als dieser, aber auch, weil Antworten zu geben besser beleumundet ist als Fragen zu stellen.

Das Interview tut so, als sei es die unmittelbarste, unfiktionalste Form journalistischer Darstellung. Auch das ist nicht richtig. Man erkennt es schon daran, dass sich der Journalist mit seinem Gesprächspartner ein oder zwei Stunden lang unterhält, dass man aber das Interview, das später in der Zeitung erscheint, in fünf bis 20 Minuten gelesen hat. Es kommt auch häufiger vor, dass man sich auf Wunsch des Interviewten im Gespräch geduzt hat, in der Zeitung dann aber auf das dort übliche „Sie“ wechselt.

Angenommen, ein Journalist hat sich trotz allem dazu entschlossen, Interviews zu machen, dann ist es noch ein weiterer Weg. Die am Anfang stehende Frage „Wen interviewen?“ hängt eng mit der Frage „Wozu?“ zusammen. Politiker, zumindest die aktiven, werden in der Regel nicht interviewt, um mit ihnen ein „dramatisches Kunstwerk für zwei Personen“ zu schaffen – so nannte der Kritiker Benjamin Henrichs die Interviews von André Müller. Es wäre auch albern zu glauben, es könne sich bei dieser Art von Interview um einen verbalen Boxkampf handeln; so hat der Journalist Christian Kämmerling gute Interviews am Beispiel Moritz von Uslars charakterisiert. Natürlich könnte man ein Gespräch, sagen wir: mit Angela Merkel, konfrontativ wie einen Kampf anlegen – die Schläge würden dann aber mit großer Wahrscheinlichkeit ins Leere gehen, schon im Gespräch oder spätestens bei der Autorisierung.

Anderer liegt der Fall, wenn man mit Politikern über Themen redet, die mit ihrem Tagesgeschäft nichts zu tun haben. Oder wenn man ehemalige Politiker interviewt. Da geht es dann durchaus ums Dramatische, um Unterhaltung, Literatur. Wer ist dafür am geeignetsten? Meine Erfahrung: Je älter die Gesprächspartner sind, desto freier reden sie, desto größer ist ihre Neigung, in einem Interview auch eine Art Vermächtnis zu sehen, desto größer auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie keine Pressesprecher mehr haben, die ihre Aussagen abschwächen könnten. Manche Berufsgruppen sind für gute Interviews eher prädestiniert als andere: Komiker zum Beispiel. Sie sind von Natur aus auf Pointe aus, gegen das Rundschleifen imprägniert. Das kann sie in der konkreten Interviewsituation aber auch verkrampt lassen. Nicht schlimm ist es hingegen, wenn Komiker ernst sind – dann ist eben das die Pointe. Ich interviewe auch gerne nicht-öffentliche Personen. Sie sind im besten Sinne unprofessionell. Außerdem kann es angenehm sein, wenn man selbst einmal in der Position des Profis ist, der versuchen muss, dem Gegenüber die Angst vor dem Ungenügen zu nehmen.

Es hilft, wenn man sich mit dem Gesprächspartner vorab auf ein konkretes Thema einigt. Das grenzt nicht

Unter den journalistischen Textformen ist das Interview noch immer das Stiefkind – vollkommen zu Unrecht.

Von *Timo Frasch*

nur den Vorbereitungsaufwand ein, sondern gibt dem Gespräch auch eine Grundstruktur – und dem Gesprächspartner Sicherheit: Er weiß, worauf er sich ungefähr einstellen hat. Doch nicht nur über das Thema sollte man sich gegebenenfalls ausgetauscht haben, sondern auch über den geplanten Charakter des Gesprächs. Will man ein Streitgespräch führen, sollte man den Gesprächspartner nicht damit überraschen. Das Gleiche gilt für Gespräche über Privates. Niemandem ist gedient, wenn Florian Silbereisen bei der Frage nach Helene Fischer aufsteht und geht.

Es hilft, wenn man fürs Interview einen einigermaßen fixen Zeitrahmen hat, nicht zu eng, aber vor allem auch nicht unbegrenzt, denn das führt zu Weitschweifigkeit. Die tut nicht nur dem Gespräch nicht gut, sondern sie muss nachher beim Abschreiben bitter gebüßt werden. Abgesehen davon hört erfahrungsgemäß nach etwa zwei Stunden selbst beim besten Gesprächsverlauf die Lust des Interviewten am Interviewwerden auf.

Die Vorbereitung auf das Gespräch kann ohne Weiteres eine komplette Woche in Anspruch nehmen. Von Vorteil ist es, wenn man Gesprächspartner wählt, mit denen man sich auch privat beschäftigen würde oder schon beschäftigt hat. Manchmal ist es nicht möglich, so sehr ins Werk eines Interviewpartners einzutauchen, wie es dieses verdient hätte. Dann kann man rationalisieren: Kritiken lesen, Bücher überfliegen, Zitate herausschreiben, nach und nach ein paar davon in den Fragen aufblitzen lassen, um dem Gegenüber zu signalisieren, dass man auf Augenhöhe ist – „Zeichen setzen“, würde man im Fußball sagen. Man sollte den Ball trotzdem flach halten: Es ist Gift für die Stimmung, wenn man als Hochstapler enttarnt wird.

Welche Fragen stellt man? Meine Maxime: Ich frage nur das, was auch mich wirklich interessiert – also nichts, was irgendeinen fiktiven Leser interessieren könnte, der mit mir nichts gemein hat. Besonders Spaß macht es mir, über vermeintlich delikate oder irrelevante Themen zu sprechen, als wäre es das Normalste oder das Wichtigste der Welt. In meinem Interview mit der CSU-Politikerin Dorothee Bär über High Heels klappte das sehr gut, weil sie voll mitgespielt hat. Irgendwann sagte sie: „Ein bisschen ist dieses Interview heute wie versteckte Kamera. Wir sprechen hier mit einer Ernsthaftigkeit über Damenschuhe, mit der sonst über die Asylpolitik gesprochen wird.“

Ich bin auch gut gefahren mit Fragen, die so naheliegen, dass sie selten jemand stellt. Etwa: „Was halten Sie von der These, dass Frauen durch das Tragen hoher Schuhe erhöhte Paarungsbereitschaft signalisieren?“ Artverwandt sind originelle Fragen. Dazu gehören auch hypothetische, etwa: „Wenn Sie mit jemandem tauschen müssten, wer wäre das dann?“ Solche Fragen können ein Interview halbwegs retten, wenn die Antworten schlecht sind. Aber

Vorsicht: Die Antworten können auch deshalb schlecht sein, weil sich die Fragen allzu originell vorkommen und an den Antworten nicht wirklich interessiert sind.

Gesprächspartner haben durchaus Lust, über Fragen nachzudenken, die sie sich womöglich selbst noch nie gestellt haben. Bei Farin Urlaub war das besonders auffällig, genauso bei Campino. Ein Sonderfall war Wolf Wondratschek in unserem Interview zum Thema Rauchen. Ich stellte ihm Fragen wie „Stößt es Sie ab, wenn das Suchthafte des Rauchens zu offensichtlich ist?“ oder „Wie erklären Sie sich, dass ein rauchendes Papierröllchen erotisch wirken kann?“ Irgendwann sagte er: „Sie stellen mir Fragen, die ich mir nie gestellt habe und die mich eigentlich nicht interessieren.“ Am Ende ging aber auch das gut aus.

Ich versuche, den Fragenkatalog, den ich ausgedruckt vor mich lege – Faustregel: 25 bis 30 Fragen für eine Stunde –, sauber zu layouten. Denn der Blick des Gegenübers wird öfter darauf fallen. Ich selbst starre so wenig wie möglich auf den Bogen. Seine Funktion ist die eines Sicherheitsnetzes, das wirkt, indem es gerade nicht oder nur selten zum Einsatz kommt. Schon das Wissen darum macht lockerer, ruhiger. Eine ähnliche Wirkung hat die Praxis, dass man das Interview später zur Autorisierung vorlegen muss. Das bedeutet nämlich: Man hat eine zweite Chance.

Wichtig ist, dass man vor einem Gespräch gut gegessen hat. Einmal habe ich das verpasst. Es gab dann Kaffee auf leeren Magen – und meine Konzentration war nach einer halben Stunde im Keller. Als ich danach das Band abhörte, merkte ich, wie ich dem Gesprächspartner immer unwirksamer begegnet war. Manche Interviewpartner schlagen vor, dass man sich beim Mittag- oder Abendessen unterhält. Davon ist abzuraten: zu viel Ablenkung durch Kellner und Essenszufuhr. Ich bevorzuge ruhige Räume ohne Publikum – eine Lehre aus meinem Interview mit Elyas M'Barek. Es fand während der Berlinale in der Bar eines hippen Berliner Hotels statt, wo andauernd Leute vorbeikamen, die ich aus dem Fernsehen oder M'Barek persönlich kannte: schlecht für die Konzentration. Es gibt aber auch Ausnahmen. Gerhard Polt etwa fühlte sich in dem Wirtshaus, in dem wir uns getroffen hatten, sichtlich wohl, außerdem ergaben sich so Begegnungen mit Gästen, die ich gut ins Interview einbauen konnte.

Man kann Interviews natürlich auch telefonisch führen. So schlecht ist das gar nicht. Am Telefon schweift man weniger ab, man geht nicht zwischendurch aufs Klo, und man konzentriert sich auch nicht mehr auf die Augenbrauen des Gegenübers als auf dessen Worte. Außerdem kann man problemlos Mitschreiben, was bei kürzeren Interviews, die schnell publiziert werden müssen, viel wert sein kann. Beim Interview von Angesicht zu Angesicht habe ich keine guten Erfahrungen mit dem Mitschreiben gemacht. Hier sollte man unbedingt Augenkontakt zum Gegenüber haben – dessen Gedankenfluss sollte nicht dadurch gebremst werden, dass man mit dem Mitschreiben nicht hinterherkommt. Stattdessen sollte man sich auf mindestens zwei Aufnahmegeräte verlassen.

Es ist von Vorteil, wenn das eigentliche Interview schon in etwa die Struktur hat, die man sich für das Endprodukt vorstellt. Andererseits sollte man darauf eingestellt sein, sich im Interview komplett vom Konzept zu verabschieden oder zumindest in eine stark andere Richtung zu gehen.

Dramatik und Dramaturgie sind für Interviews sehr wichtig. Sie können allerdings ganz unterschiedlich ausfallen. Ich mag Interviews, die sich wie gute Gespräche lesen, in denen eine Frage zur nächsten führt, in denen die Grenzen zwischen Interviewer und Interviewtem auch mal verschwimmen. Man sollte es mit dem Flow allerdings auch nicht übertreiben – sonst gelingt die Fiktion nicht, dass es sich um ein richtiges Gespräch gehandelt hat. Das heißt: Man darf im veröffentlichten Interview durchaus mal unvermittelt von einem Thema zum anderen springen. Im Gespräch mit Freunden macht man das ja auch.

Die Dramaturgie eines Gesprächs kann man nachträglich noch ganz gut gestalten – bestimmte Kniffe sollte man sich sogar für die Bearbeitungsphase aufheben. Eine provokante Frage zum Auftakt mag sich im gedruckten Interview gut machen, es empfiehlt sich aber nicht, im tatsächlichen Gespräch damit einzusteigen. Man will die Leute ja nicht gleich vor den Kopf stoßen. Wenn es im Gespräch dennoch zum Konflikt kommt, sollte man sich dadurch aber nicht verunsichern lassen: In ihm steckt großes dramatisches Potential. Problematischer sind sprachliche Aus- und Abschweifungen, ein weit verbreitetes Phänomen. Die Frage, wann man dann intervenieren soll, kann man nicht pauschal beantworten. Manche Gesprächspartner müssen wie ein Adler kreisen, bis sie die Pointe entdecken und darauf zustofen. Diese Möglichkeit sollte man ihnen nicht nehmen. Man kann dem Gegenüber durch Mimik und Gestik zu verstehen geben, wann das Gespräch in die richtige Richtung geht. Wenn es ganz schlecht läuft, wenn sich etwa die Leute in einem Vorgespräch viel mutiger gegeben haben, als sie dann, wenn es ernst ist, noch sind, kann man auch mal das Messer aufblitzen lassen, also klarmachen, dass das Gespräch, wenn es so weitergeht, keinen einzigen Leser interessieren, mithin auch nicht gedruckt wird.

Bei den meisten meiner größeren Interviews wusste ich nach zehn Minuten, dass sie gut werden würden. Es gibt aber auch manche Gespräche, die einen so fordern, dass man von ihnen paradoxerweise kaum etwas mitbekommt. Am besten ist das Gefühl, aus einem Gespräch zu kommen und zu wissen, dass man Gold auf Band hat. Dann kommt das Abschreiben – der nervigste Teil des Interviewprozesses, vor allem dann, wenn man, wie ich, das Zehn-fingersystem nicht beherrscht. Wenn man das Interview zusammen mit Kollegen geführt hat, kann man sich die Arbeit aufteilen. Das ist einer der Gründe, warum das sinnvoll sein kann. Es gibt andere: Besonders wichtige Leute erwarten oft, dass die Zeitung mehrere Interviewer schickt – dabei geht es um Respektsbekundung, aber auch um Demonstration von Macht und Kompetenz. Unterm Strich finde ich, dass die Chance auf eine dichte Gesprächsatmosphäre einen Tick größer ist, wenn man das Gespräch alleine führt, schon deshalb, weil man nicht auf sachfremde Aspekte achten muss wie den, dass jeder Interviewer genügend Fragezeit bekommt.

Ich habe öfter überlegt, das Abschreiben der Bänder auszulagern. Ich habe das aber nie weiterverfolgt. Denn erstens will ich nicht, dass Dritte Kenntnis von Informationen erlangen, die die Interviewpartner im Glauben weitergegeben haben, sie blieben unter uns. Zweitens kann es immer wieder vorkommen, dass Aussagen auf Band inhaltlich oder akustisch unverständlich sind – wer beim Gespräch

nicht dabei war, wird sie sich dann kaum erschließen können. Auch über ein Spracherkennungssystem habe ich nachgedacht. Ich glaube aber, es ist gut, das ganze Gespräch abzuhören und schreibenderweise zu verinnerlichen – so findet man sich danach, beim Kürzen und Umstellen, besser zurecht. Bei großen Interviews schreibe ich das Band komplett ab, ohne zu glätten oder zu korrigieren. Jeder Interviewte hat einen spezifischen Sound. Den versuche ich beizubehalten. Man sollte es mit dem Spezifischen aber auch nicht übertreiben. Denn viele sind irritiert, wenn man ihnen zur Autorisierung allzu umgangssprachliche Formulierungen oder gar sprachliche Fehler vorlegt.

Ab und zu kommt es vor, dass man ein Gespräch nicht nur genauso drucken kann, wie es geführt wurde, sondern auch will. Bei meinem Interview mit Helge Schneider war das so. In der Regel steht dem aber schon die Länge des tatsächlichen Gesprächs entgegen. Man muss sich also an die mühsame Arbeit des Streichens, Zusammenfassens, Pointierens machen. Hin und wieder kommt man auch nicht umhin, etwas zu ergänzen. Gerade Politikern sollte man nichts zur Autorisierung vorlegen, das für sie den politischen Tod bedeuten könnte. Sonst werden sie missverständlich, selbst gegenüber eigentlich unproblematischen Stellen. Sollkürzstellen kann man allerdings schon einbauen: Sätze, von denen man annehmen kann, dass sie der Gesprächspartner streichen wird. Aber das macht nichts, denn ihre wahre Funktion ist es, von den Stellen abzulenken, auf die es tatsächlich ankommt.

In Deutschland ist es im Unterschied etwa zu Amerika üblich, dass Interviews autorisiert werden. Zumindest gilt das für bekannte Leute, die Erfahrung haben im Umgang mit der Presse. Bei nicht-öffentlichen Personen, die über die Gepflogenheiten nicht im Bilde sind, entscheide ich nach Gefühl. Ich will auf jeden Fall vermeiden, dass sie sich aus Unerfahrenheit in Schwierigkeiten bringen. Zu denken, das sei eierlei, weil man mit ihnen sowieso nie mehr zu tun haben werde, ist ungehörig – es kommt in der Branche aber durchaus vor. Man kann über die Autorisierung unterschiedlicher Ansicht sein. Sie kann ein an sich schönes Gespräch zugrunde richten. Ich finde dennoch, die Vorteile überwiegen die Nachteile. Wenn Gesprächspartner wissen, dass sie vor der Veröffentlichung noch mal auf das Interview schauen können, dann zensieren sie sich nicht schon im Gespräch. Vor allem aber bietet die Autorisierung die erwähnte zweite Chance. Man kann nicht aus Mist Gold machen. Aber man kann durch die Autorisierung aus Fiktion Wirklichkeit machen. Die große Versuchung ist dabei, dass man sich selber besser darstellt, als man tatsächlich war: dass man bei den eigenen Fragen nachwürzt oder berechtigte Einwände des Interviewten weglässt. Der Versuchung sollte man nicht nachgeben. Beim Wondratschek-Interview zum Beispiel hätte ich seine Kritik an meinen Fragen weglassen können. Vielleicht wäre ich dadurch besser dagestanden – es wäre aber auch eine wichtige dramaturgische Ebene verlorengegangen.

In der Regel ist das, was vom Interviewten zurückkommt, nicht das letzte Wort. Es lohnt sich nachzuverhandeln. Manche Interviewpartner haben darauf keine Lust. Ein ehemals sehr wichtiger Politiker schien es als mangelnden Respekt vor seiner Lebensleistung zu empfinden, dass ich mit ihm am Telefon über Satzauffragen sprechen wollte.

Wunderbar war demgegenüber die Zusammenarbeit mit Heide Sommer, der Sekretärin von Fritz J. Raddatz. Er vertraute ihrem Sprachgefühl blind, so dass sie, auch ohne mit ihm Rücksprache zu halten, Änderungen am autorisierten Interviewtext vorschlagen oder absegnen konnte.

Ein kleiner Coup bei der Autorisierung gelang beim Interview mit Michael Glos, dem ehemaligen Chef der CSU-Landesgruppe im Bundestag. Ich hatte es mit meinem Kollegen Reinhard Bingener geführt. Wir hatten in den beschreibenden Zwischentexten erwähnt, dass auf dem Spülkasten in Glos' Klo Figuren von Mao, Lenin und Stalin stehen – Glos strich es komplett heraus. Wir fragten, warum – und hätten uns wohl mit der Antwort begnügt, dass er keine Beschreibungen seiner Toilette in der Zeitung lesen will. Doch es stellte sich heraus, dass er sich allein an der Erwähnung Maos störte – weil er gute Beziehungen nach China hatte und diese nicht belasten wollte. Also haben wir Mao weggelassen. Damit war allen geholfen. Was wir schrieben, war nicht völlig frei von Fiktionalität, aber es stimmte und war abgestimmt.

Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, was man mit einem autorisierten oder, wie manche Interviewpartner schreiben, „so autorisierten“ Interviewtext machen darf. Ich bin der Auffassung: gar nichts, außer ihn so drucken. Allenfalls kann man aus den eigenen Fragen noch Füllwörter herausnehmen, wenn es das Layout unbedingt erfordert. Was nicht geht: einen oder mehrere Frage-Antwort-Blöcke ohne Absprache streichen. Ein gutes Interview ist nie nur eine Aneinanderreihung von Fragen und Antworten, sondern ein kleines Theaterstück. Aus dem kann man auch nicht einfach einen Akt tilgen. Gute Interviews haben Statik, Dramaturgie, Symmetrie. Sie können nur als Gesamtes bewertet werden. Interviewpartner autorisieren manche Antworten nur, weil sie wissen, dass in einer anderen Antwort der Kontext geliefert wird oder dass ein Angriff in der einen Antwort durch eine andere weichere Antwort weniger grob erscheint. Aber wenn diese Antwort nicht mehr da ist? Man sollte die Interviewpartner so behandeln, wie man selbst behandelt werden wollte, wäre man an ihrer Stelle. Befolgt man das, spricht es sich herum und man bekommt leichter weitere gute Interviewpartner.

Es freut mich, wenn ich positive Reaktionen auf ein Interview bekomme, auch dann, wenn das Lob von den Interviewten selbst kommt. Das ist bei anderen journalistischen Formen, bei Porträts oder Kommentaren, anders. Da würde ich mir überlegen, ob ich womöglich zu unkritisch war, mich vielleicht habe um den Finger wickeln lassen. Beim Interview ist mein Ziel, dass beide Seiten glücklich damit sind. Das zu erreichen ist manchmal knifflig, es erfordert ein bisschen Phantasie. Aber die Möglichkeit dazu steckt in wirklich jeder Interview-Konstellation. ◀



Der Text ist eine gekürzte Fassung der Einleitung zu Timo Fraschs Interviewband „Sie stellen mir Fragen, die ich mir nie gestellt habe“ (Frankfurter Allgemeine Buch, 240 Seiten, 25 Euro).

MOOD →

ALLES erinnert heute an den Mauerfall – mit gutem Willen auch dieser Duft namens Berlin Fever von Birkholz.



RIECHT AUCH NACH MAUERFALL

Was ein Berlin-Duft sein soll, steht ganz oben auf dieser Seite. Ein britisches Unternehmen für Homöopathie-Produkte, das immerhin Prinz Charles beliefert, wurde in diesem Sommer noch konkreter – mit dem Wasser „Berlin Wall“. Ainsworths, so der Name der Apotheke im Londoner Stadtteil Marylebone, verkauft das Produkt, in dem angeblich Stücke der Berliner Mauer verarbeitet wurden, mit dem Argument, es helfe Menschen, innere Blockaden zu lösen. Ist noch nicht mal ein guter Witz.



Kalligraphieren geht über Kolorieren – die heilversprechenden Ausmalbücher von vor drei Jahren sind jedenfalls kein Thema mehr. Ausprobieren kann man das mit der Schönschrift beim New-Heritage-Festival am 7. und 8. Dezember in Düsseldorf.



Einen Mantel begreift man erst, wenn es echt kalt ist und man sich darin trotzdem gut fühlt. Aber die Nahaufnahme (Iris von Arnim) gibt schon mal einen ersten Eindruck.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Ein Bekenntnis wie das auf dieser Kette („Know your worth“) gehören für viele Menschen heute direkt auf die Haut, als Tattoo. Der Anhänger von Nina Kastens ist insofern eine gute Übung. Vielleicht bleibt es dann auch dabei.

Mitten im Sommerloch kamen im Berliner Zoo Panda-Zwillinge zur Welt! Süß! Sind sie auch in der nicht lebendigen Version (Kay Bojesen).



Mehr Licht braucht es jetzt im Zweifel immerzu. Die mobile Leuchte von Petite Friture ist schon da.

Der Trend zur Gürteltasche zeigt es: Man trägt seine Habseligkeiten heute nicht mehr nur im Beutel über der Schulter mit sich herum, sondern halt irgendwie. Das Modell des neuen Labels Faulhaber ist da flexibel und sieht auch gut aus, wenn man es wie eine Clutch im Arm hält.



GENERATION BLABLALA

Das Leben der Millennials mag soziologisch bis zur letzten Scheibe Toast mit Avocado erforscht sein. In einer Mintel-Umfrage unter jungen Amerikanern gaben nun trotzdem 65 Prozent an, heute nicht dort zu sein, wo sie es ursprünglich erwartet hätten. Nicht so erfolgreich im Leben wie erhofft, nicht so wohlhabend, aber natürlich gestresst: Auf zum Brunch!



Wie sich nächsten Monat die Plätzchen transportieren lassen, kann man schon in diesem Monat organisieren. (Muki Flsk)



Die angebliche Kraft der Kristalle bringt auch weiterhin neue Produkte hervor. Zumindest der Placeboeffekt könnte noch stärker sein, wenn man den Zauber direkt auf die Haut sprüht. (The Nallik Studio)

FOTOS: HEISTELLER/7, MARCO BLISSMANN, MONSIEUR MUELLER

* Beim Kauf eines Relax- oder Loungesessels von JORI vom 15. Oktober 2019 bis 15. Januar 2020.

Stilvoll Relaxen

Der neueste Loungesessel von JORI lässt jeden Stress vergessen.

Denn er verwöhnt Sie mit zeitloser Eleganz und einem ultimativen Sitzkomfort. Außerdem erhalten Sie beim Kauf eines Relax- oder Loungesessels von JORI eine kostenlose* Komfortoption Ihrer Wahl. Mehr erfahren Sie unter www.jori.com

Model: Daydreamer Design: Joachim Nees Configure on: jori.com/configurator



innovative seating comfort since 1963

MUT →



Der Winter war lang und endete im Schlamm: Amerikaner im Februar 1945 im Hürtgenwald

Hemingway im Hürtgenwald

Der amerikanische Schriftsteller nahm vor 75 Jahren an der grausamen Schlacht bei Aachen teil. Seine traumatischen Erlebnisse im Hürtgenwald brachte er aber nur in Ansätzen zu Papier.

Von Reiner Burger

Schon seit dem D-Day hatte Ernest Hemingway als Kriegsreporter für das amerikanische Investigativ-Magazin „Collier's“ über die Etappensiege der Alliierten im Zweiten Weltkrieg berichtet. Und in Paris hatte er das Nobel-Hotel Ritz auf eigene Faust „befreit“. Dort logierte er nun, gab feuchtfröhliche Partys – und brach regelmäßig zu Exkursionen in den Krieg auf.

Mitte November 1944 wollte der Schriftsteller noch einmal an vorderster Front dabei sein. Sein Plan: im Hürtgenwald an der Operation Queen teilzunehmen, mit der die Amerikaner endlich den erbitterten deutschen Widerstand in der Eifel brechen wollten, um am Fluss Rur Brückenköpfe für die Rhein-Überquerung zu bilden und dann zügig ins Reich vorzudringen. Es war ein Helden-Szenario ganz nach dem Geschmack des weltmännischen Draufgängers und großspurigen Waffennarren.

Im Hürtgenwald schloss er sich dem 22. Regiment der 4. amerikanischen Infanteriedivision an, das Charles T. Lanham befehligte. Der Colonel und der Autor hatten sich im Juli in der Normandie kennengelernt. Die strengen Regularien für Kriegsreporter interessierten Lanham ebenso wenig wie Hemingway. Also konnte der Schriftsteller nach eigenem Belieben Waffen tragen und an der Front aktiv ins Geschehen eingreifen. An der Seite Lanhams, so glaubte Hemingway, würde einem Abenteuer nun auch im herblichen Hürtgenwald nichts im Weg stehen.

Doch dieses Mal sollte alles anders werden. Zwar standen die amerikanischen Truppen schon am 12. September, drei Monate früher als gedacht, am Westwall, und auf ernsthaften Widerstand stießen sie dort nicht. Dann aber wurden sie Opfer ihres Sommers der vielen Siege. Sie litten zunehmend unter Nachschubproblemen. Die gesamte Ausrüstung und Munition, jede Gallone Treibstoff, jede Konservendose mit Corned Beef – alles musste nach wie vor mühsam von den Häfen der Normandie herangekarrt werden, über eine immer größere Distanz. So blieb der Vormarsch im September stecken. Die Wehrmacht konnte die Zeit nutzen, um frische Kräfte aus dem Osten heranzuführen und die Verteidigung für die Schlacht im Hürtgenwald zu organisieren, bei der es sich nicht um eine, sondern um mehrere Schlachten mit sehr vielen Opfern handelte.

In Lehrbüchern der amerikanischen Armee ist bis heute vom „Verdun in der Eifel“ die Rede.

Als Hemingway am 16. November vor 75 Jahren im Hürtgenwald ankam, war gerade die zweite große Schlacht, die „Allerseelenschlacht“, zu Ende gegangen. Es war das zweite furchtbare Debakel für die Amerikaner. Für den langwierigen Kampf im Wald waren ihre Soldaten weder ausgebildet noch ausgerüstet. Der Einsatz schwerer Fahrzeuge in dem gebirgigen Gebiet, in dem sich der deutsche Gegner bestens auskannte, war nicht möglich. Zwar war der Westwall an vielen Stellen verfallen, doch gelang es den Verteidigern, den dichten Forst in eine Festung zu verwandeln, mit Schützengraben, Tausenden Minen und Scharfschützen, die sich in den Baumwipfeln versteckten. Schon im Oktober hatte der dicke, feuchte Wald den amerikanischen Angriff regelrecht verschluckt. Während



Nach dem Kampf: Hemingway und Mary Welsh 1946 auf Kuba

der „Allerseelenschlacht“ wurde dann wieder erbittert um jeden Zentimeter gerungen. „Mehr als achtundzwanzigmal wechselten die Dörfer Vossenack, Schmidt, Simonskall, Kommerseid ihre militärischen Herren“, schrieb Heinrich Böll 1967 in seinem Essay „You enter Germany“. „Im Dorf Vossenack verlief die ‚Front‘ quer durch die Pfarrkirche. Die amerikanischen Soldaten schossen von der Orgelbühne herunter, die deutschen aus der Sakristei heraus.“

Mitte November ging der nasse Herbst in der Eifel in einen bitterkalten frühen Winter über. So entwickelte sich auch die Operation Queen zum gnadenlosen Grabenkampf. Zeitweise machten beide Seiten keine Gefangenen mehr. Mit dem Beginn der deutschen Ardennenoffensive am 16. Dezember 1944 stellten die überraschten Amerikaner die Operation Queen vorübergehend ein. Anfang Februar 1945 endeten in der „Todesfabrik“, wie Soldaten den Hürtgenwald nannten, endlich die Kämpfe.

Hemingway war schon Anfang Dezember tief erschüttert abgereist. Über seine Hürtgenwald-Erlebnisse konnte er erst Jahre später schreiben. In seinem 1950 erschienenen Kurzzroman „Über den Fluss und in die Wälder“ flocht er auf wenigen Seiten Colonel Lanhams und seine eigenen traumatischen Erfahrungen zusammen: „In Hürtgen gefroren sie alle einfach, und es war so kalt, dass sie mit roten Gesichtern gefroren.“ Die ganze Zeit über gab es „Schnee und sonst was, Regen oder Nebel“. Stellenweise waren die Wege „bis zu 14 Minen tief miniert, so dass man, wenn sich die Fahrzeuge in einer neuen Stelle Schlamm, in eine tiefere Minenschicht einwühlten, immer Fahrzeuge und natürlich auch die Leute, die darin waren, verlor“. Man habe eine gewisse Menge Ersatz bekommen, aber „ich dachte, es würde einfacher und zweckdienlicher sein, sie in der Gegend, wo man sie auslud, zu erschießen, als den Versuch machen zu müssen, sie von dort, wo sie getötet wurden, zurückzuschaffen und zu begraben“. Denn dazu brauche man ja Leute und Benzin.

Die Deutschen hämmerten mit ihren Granatwerfern alles kurz und klein, und ihre Feuerschneisen liefen für Maschinengewehre verjüngt zu. Im Wald war alles so ausgearbeitet und eingeteilt, dass die amerikanischen



Gute Freunde: Ernest Hemingway (links) und Colonel Charles T. Lanham posieren im September 1944 mit beschlagnahmter Artillerie.

Soldaten immer geradewegs in einen Hinterhalt liefen. „Dies war eine Gegend, in der es äußerst schwierig war, am Leben zu bleiben, selbst wenn man nichts weiter tat, als dort zu sein.“

Dennoch verherrlichte der Schriftsteller den Krieg, und er prahlte mit seinen Erlebnissen. Schon nach seiner Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg – er hatte sich freiwillig zum Roten Kreuz an die italienische Front gemeldet und war durch eine Granate lebensgefährlich am linken Bein verletzt worden – spielte er sich vor Reportern als Kriegsheld auf. Im Spanischen Bürgerkrieg war Hemingway dann auch als Reporter unterwegs. Davor hatte er den Journalismus als Brotberuf betrieben, um seine handwerklichen Fähigkeiten zu verfeinern und Material zu sammeln.

1944 war Hemingway längst ein weltbekannter und wohlhabender Schriftsteller. Sein vier Jahre zuvor erschienener Roman „Wem die Stunde schlägt“ verkaufte sich glänzend und wurde 1943 mit den bekanntesten Hollywood-Schauspielern verfilmt. Hemingway, schon Mitte vierzig, hätte den Weltruhm in seiner Finca auf Kuba genießen können. Er hätte es nicht nötig gehabt, sich von „Collier's“ auf den lebensgefährlichen Trip schicken zu lassen. Warum tat er es dann?

Den entscheidenden Anstoß gab Martha Gellhorn, mit der er damals in dritter Ehe verheiratet war. Sie war eine bekannte Reporterin und arbeitete für „Collier's“. Statt an seiner Seite zu bleiben, war sie ständig unterwegs. Das missfiel dem so dominanten wie verletzbaren Hemingway. Der Dauerkonflikt hatte sich längst zur veritablen Krise entwickelt. Die ambitionierte Reporterin wollte sich aber nicht die historische Chance entgehen lassen, über die Invasion der Alliierten zu berichten. Sie fand, dass er diese Erfahrung mit ihr teilen sollte. Hemingway sagte zu – in der festen Absicht, gerade so viel zu schreiben, dass „Collier's“ ihn nicht zurückbeorderte. Eigentlich aber wollte er Abenteuer erleben, Material für neue literarische Projekte sammeln und die Ehe mit Martha Gellhorn retten.

Doch das Vorhaben stand von Beginn an unter keinem guten Stern. Mitte Mai 1944 brachen die beiden getrennt auf. Hemingway reiste zügig und vergleichsweise komfortabel in einem Militärflugzeug, seine Frau als einziger

Passagier auf einem Munitionsfrachter, zwei lange Wochen in dauernder Gefahr, von deutschen U-Booten angegriffen zu werden. Und als Martha Gellhorn in London ankam, hatte Hemingway schon eine Affäre mit Mary Welsh begonnen, die später seine vierte und letzte Frau werden sollte.

Die Ehe zwischen Gellhorn und Hemingway war zerrüttet. Beiden war das eigentlich klar. Nun lieferten sie sich einen skurrilen Wettstreit. Die alliierte Invasion in der Normandie Anfang Juni beobachteten beide zunächst aus einiger Entfernung, er auf einem Landungsprahm an der Seite von Soldaten, sie auf einem Hospitalschiff. Doch dann passierte etwas, was der Schriftsteller der Reporterin nie verzeihen sollte. Anders als Hemingway, der auf dem Boot blieb und zunächst noch einmal nach England zurückkehrte, watete die unerschrockene Gellhorn am D-Day die letzten Meter an Land. Dass er gar nicht bei der



Vor dem Kampf: Hemingway mit Martha Gellhorn

ersten Invasionswelle dabei war, thematisierte Hemingway in seiner Reportage „Reise in den Sieg“ nicht. Selbstbewusst präsentierte er sich seinen Lesern als ein aktiv am D-Day Beteiligter, der den Soldaten sogar den Weg weist: „Ich kannte die Karte und hatte das meiste im Kopf.“

Mitte Juli schloss sich Hemingway der 22. Infanteriedivision von Lanham an. Der drahtige Colonel entsprach ganz seinem Bild eines unerschrockenen Soldaten. Der literarisch interessierte Oberst war wiederum von dem prominenten Begleiter fasziniert: „Ernest Hemingway und ich diskutierten bei einer Flasche Wein“, schrieb Lanham in einem Brief an seine Frau. „Er ist wahrscheinlich der mutigste Mann, den ich je kennengelernt habe, er hat eine unstillbare Lust am Kampf und am Abenteuer.“

Weil der Colonel dem Autor weitgehend freie Bahn ließ, war Hemingway schon am 2. August in Rambouillet, fünf Tage vor der Befreiung der Stadt. Wie von selbst scharte sich ein kleiner Stab aus französischen Widerstandskämpfern und amerikanischen Soldaten um den einnehmenden Schriftsteller. „Ich kannte die Gegend und die Straßen von Épernon, Rambouillet, Trappes und Versailles gut, von Rad- und Autotouren und Spaziergängen her, die ich mehrere Jahre lang in diesem Teil Frankreichs unternommen hatte“, ließ Hemingway seine „Collier's“-Leser später wissen.

Zu Paris hatte Hemingway eine tiefe Beziehung. In den zwanziger Jahren hatte er dort mit seiner ersten Frau Hadley Richardson und ihrem gemeinsamen Sohn Jack gelebt, arm, aber glücklich. Er machte dort wichtige Erfahrungen als Schriftsteller und als Korrespondent für eine kanadische Zeitung. Die Befreiung der französischen Hauptstadt empfand er als persönlichen Auftrag – im wörtlichen Sinn. Am 25. August marschierte der Schriftsteller mit seinem kleinen Vortrupp durch den Bois de Boulogne, schlug sich zum Travellers Club durch und steuerte schließlich über die Place de l'Opéra das Hotel Ritz an.

Ein französischer Widerstandskämpfer, der damals dabei war, erinnerte sich 2004 an Hemingways Worte: „Ich werde der erste Amerikaner im Ritz sein. Und ich werde das Ritz befreien.“ Hemingway ließ sich in Zimmer 31 einquartieren, schmiss in den folgenden Wochen zahlreiche



Gefangen: Deutsche Soldaten 1944 am Rand des Hürtgenwalds



Gruppenunterstand mit Kampfraum: Auch Bunker 132 des Westwalls war vor 75 Jahren umkämpft.

Partys und hielt Hof, Champagner und Cognac trinkend. Neben Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, André Malraux und George Orwell besuchte ihn auch Jerome D. Salinger, ein junger amerikanischer Soldat mit großen literarischen Ambitionen; die beiden sollten sich später in der Eifel noch einmal treffen. Das Ritz blieb für den Rest seiner Zeit in Europa Hemingways „Kriegshauptquartier“. Von all seinen Exkursionen aus die Front kehrte er in das Luxushotel zurück – auch um sich dort mit seiner

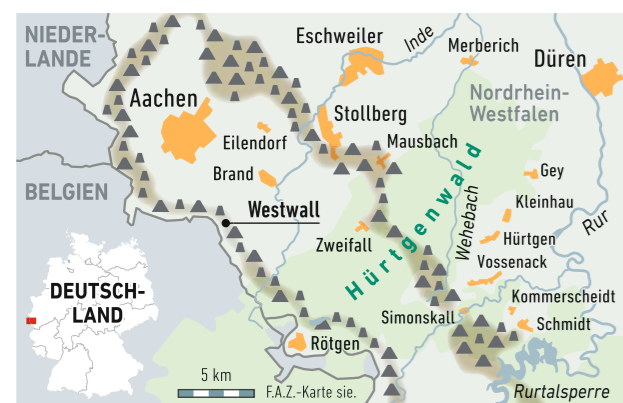
zu verteidigen. Die Korrespondenten-Uniform habe er wegen des heißen Sommerwetters ablegen müssen, sagte er. Den Rest wischte er mit einer seiner typischen Storys aus Fiktion und Fakten vom Tisch. Das Gremium ließ die Vorwürfe fallen.

In späteren Jahren hatte Hemingway das Bedürfnis, in Briefen mit den vielen deutschen Soldaten zu prahlen, die er als Kriegsreporter im Ersten und Zweiten Weltkrieg getötet habe. 122 sollen es angeblich gewesen sein. Seinen deutschen Verleger ließ Hemingway einmal wissen, er sei froh, „dass Sie nicht zu den zahlreichen Krauts gehörten, die wir in der Schnee-Eifel und im Hürtgenwald umgebracht haben“. Diese Tötungsbekanntnisse gelten aber als Aufschneiderei. Sie seien mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Phantasie des alternden Dichters entsprungen, urteilt der Hemingway-Biograf Hans-Peter Rodenberg in einem Gutachten zu der oft diskutierten Frage, ob Hemingway Kriegsverbrechen begangen hat. Der Großwildjäger, Hochseefischer und Macho, der sich gerne mit Hochprozentigem auf Betriebstemperatur zu bringen pflegte, habe sein Leben in den fünfziger Jahren zunehmend fiktionalisiert. Er habe unter immer größerem Druck gestanden, sein tatsächliches Leben der von ihm selbst geschaffenen Legende anzupassen und sei dadurch in eine immer tiefere Persönlichkeitskrise, in eine „Realitätsdiffusion“ geraten, die dann im Jahr 1961 zu seinem Suizid geführt habe. Terry Mort wiederum schreibt in seinem Buch „Hemingway at War“, der Kampf gegen die wachsende Depression sei auch durch sein Hürtgenwald-Trauma erheblich erschwert worden.

Denn Ende 1944 war Hemingway im Hürtgenwald Zeuge eines fürchterlichen Blutvergießens. Er erlebte aus



Von Hemingway zurückerobert: Bar des Ritz in Paris, hier 1961



neuen Liebe Mary Welsh zu treffen. Später beschrieb Hemingway diese Wochen des Pendelns zwischen Paris und seiner „Adoptiv-Einheit“, dem 22. Regiment, als die glücklichsten in seinem Leben.

Hemingway war auch dabei, als sein Freund Lanham mit seinen Soldaten rasch durch Belgien vorrückte. Mitte September wurde er Augenzeuge, wie die ersten amerikanischen Panzer über die Grenze nach Deutschland rollten. Einige Tage später bezog er die zuvor beschlagnahmte Dorfwirtschaft im kleinen Ort Buchet in der Schnee-Eifel. „Schloss Hemingstein“ nannte er seine provisorische Residenz ironisch, in der er zahlreiche Gäste wie den berühmten Kriegsreporter Robert Capa empfing, mit dem er schon in Frankreich unterwegs gewesen war. Dort tafelte er auch mit seinem Freund Lanham. „Das Essen war exzellent, der Wein floss reichlich, die Kameradschaft war eng und warm“, erinnerte sich der Colonel später. „Wir kamen uns wie kleine Götter vor, und am Kopfende war Hemingway ein väterlicher Mars.“

Das aufregende Abenteuer schien ein jähes Ende zu finden, als Hemingway Anfang Oktober von der amerikanischen Armee nach Nancy beordert wurde. Der Schriftsteller sollte sich wegen verschiedener Gerüchte und Anschuldigungen anderer Kriegskorrespondenten verantworten, er habe bei Rambouillet pflichtwidrig seine Korrespondenten-Uniform abgelegt, Waffen getragen, in seinem Hotelzimmer ein ansehnliches Waffenarsenal angelegt, in militärischen Operationen das Kommando übernehmen und französische Widerstandskämpfer auf Patrouillen begleitet.

Hemingway hätte seine Akkreditierung verlieren und vor ein Kriegsgericht gestellt werden können, denn die Vorwürfe trafen überwiegend zu. Doch der routinierte Geschichtenerzähler brachte nicht viel Chuzpe, um sich

nächster Nähe mit, wie das 22. Regiment fast vollständig aufgerieben wurde und wie sein Freund Lanham, den bisher nichts zu erschüttern schien, vor Bitternis und Kummer über das Sterben seiner Männer in tiefe Schwermut verfiel. Die Erfahrung von stetig wachsender Gefahr und Gewalt, die Hemingway während seiner Zeit als Kriegsreporter im Zweiten Weltkrieg machte, habe dazu geführt, dass sich der Schriftsteller nie mehr wohl im Umgang mit Leuten gefühlt habe, die nicht Ähnliches erlebt hatten, schreibt Mort. Fremd und verletzlich sei sich Hemingway dann vorgekommen. Die Entfremdung wollte der Schriftsteller im Kurzroman „Über den Fluss und in die Wälder“ thematisieren, den er für sein bestes Werk hielt. Doch die Kritiker zerrissen es als sentimental und gekünstelt, tiefend von Männertümelei und kriegerischem Pathos.

Den großen Roman über den Zweiten Weltkrieg, für den er Material hatte sammeln wollen, schrieb Hemingway nie. Unter anderem im Hürtgenwald entstand vor 75 Jahren dennoch ein Stück Weltliteratur. Denn auch der amerikanische Autor J.D. Salinger war mittlerweile mit seinem Regiment in der Eifel. Die Kampfpausen nutzte er, um am ersten Teil von „Der Fänger im Roggen“ zu arbeiten. Salinger schrieb in den Schützengräben im Hürtgenwald an seinem Meisterwerk über den „American Way of Life“, das ihn berühmt machen sollte. Der „Fänger“ blieb sein einziger veröffentlichter Roman. Salinger, der unter einem Kriegsschock gelitten haben soll, publizierte später noch Kurzgeschichten und Novellen, von 1965 an aber keine einzige Zeile mehr.

Kurz nach seinem Tod im Jahr 2010 tauchte ein Brief auf, in dem er erwähnt, wie er Hemingway 1944 einmal in seiner Hürtgenwald-Residenz besuchte. In dem Haus mit Notstromaggregat habe der Schriftsteller auf dem Sofa gelegen. Drei Stunden lang habe man Champagner getrunken und sich „Papas“ abenteuerliche Storys angehört. Salinger habe den Älteren wie ein Idol angeheimelt.

Für Salinger ging in den folgenden Monaten der Horror weiter. Er erlebte mit seiner Einheit unter anderem die Befreiung eines Außenlagers des KZ Dachau. Für Hemingway hingegen war der Schrecken im Dezember 1944 zu Ende. Weihnachten verbrachte er in Luxemburg, wo auch Martha Gellhorn gerade war, ohne die er nicht noch einmal Kriegsreporter geworden wäre und die er nun hasste, so wie sie ihn hasste. Das Treffen unterm Weihnachtsbaum endete im Desaster. Wenig später besprach das Ehepaar in Paris die Scheidungsdetails. Danach sahen sich die beiden nie wieder.

Sechs Kriegsreportagen hatte Hemingway seit seiner Ankunft in Europa geschrieben. Eine Reportage über die Schlacht im Hürtgenwald brachte er nicht mehr zustande. Doch das „Schlachthaus“ ließ den zunehmend von jahrzehntelangem körperlichem Raubbau und von exzessiver Trinkerlei gezeichneten Schriftsteller nicht mehr los. Immer wieder berichtete er seiner vierten Frau Mary von Alpträumen, in denen ihn Wehrmachtssoldaten in den dunklen Eifelwäldern einkesselten.



AACHEN-EILEND, Krüttgen • ANNWEILER Kloos • Wohndesign • ARNSBERG-NEHHEIM Wiethoff Einrichtungshaus • ASCHAFFENBURG Möbel Maldhof • BACKNANG De Gregorio Inneneinrichtungen • BERGISCHE GLADBACH Patt Einrichtungen • BERLIN Oliver Kuhlmeier • BERLIN Kuslan Einrichtungshaus • BERLIN Lakeside Interiors • BONN HSR Heubo • BONN Loft Design Möbel • BRAUNSCHWEIG Möbel Homann • CELLE WESTERELLE Wallach Möbelhaus • DATTLEN Möbel Meyer • DETMOLD ergonomie • DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen • DREIEICH Dietrich Möbel • DRESDEN ProSitzzen + Wohnen • DÜSSELDORF Klaus Eckhardt • EILAND • DÜSSELDORF Felix Thonetshop • ERLANGEN Stocker Einrichtungen • ESSLINGEN Profil Einrichtungen • ETTLINGEN Haugl Wohn-Design • FRICKENHAUSEN Single Möbelforum • FRIEDBERG Segmüller • GEORGSMARIENHÜTTE B. Drammann • GOTTINGEN Einrichtungshaus Günther • GOTTINGEN-BIBTINGEN Impuncto • GROSS GERAU Möbel Haidenreich • HAMBURG Marka Einrichtungen • HAMBURG Mittelstedt Scharbau • HANAU Möbel Eckert • HANNOVER GARBSEN Möbel Hesse • HEILBRUNN Fromm • HEMMINGEN WESTERFELD Möbel Böhm • HERZHEY Einrichtungshaus Weber • HIDDENHAUSEN Ottenmeyer Wohndesign • HOF/SAALE Silta Einrichtungshaus • ILLINGEN Möbelhaus Dörrenbacher • ILSEFELD Jäger-Einrichtungen • KAARST Hügen Raum und Design • KASSEL Möbelhaus Armin Speck • KEHL Kruss Einrichtungen • KIEL Dela Möbel • KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann • KREFELD DI by Sascha Haag • KREFELD Feldmann • KREFELD Hafela Raumausstattung • KUNZELSAU- GAISBACH Einrichtungshaus Schmezer • LANGENLONSHEIM Möbel Fuchs • LANGENWEISSBACH Tuffner • LANGERWEHE Möbel Harten • LAUHRINGEN Möbel Dick • LEIPZIG Möbel Weber • MANNHEIM Westfalia Möbel-Peack • MAULBURG Einrichten Schwelger • MOERS Drift Wohnform • MÜNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten • MONTABAUER A-M-S Möbel • MÜNCHEN Leolux Boutique • MÜLHEIM AN DER RUHR Parteneimer • NEUWIED Möbel May • NORDHORN Möbel Bullkamp • OLDENBURG Möbel Wairauch • OLPE-LÜTRINGHAUSEN Möbelhaus Zeppenfeld • PARSODORF Segmüller • PFORZHEIM Dieter Horn • PULHEIM Segmüller • RIETBERG Knaup Individuelles Wohnen • SCHWEINFURT Wohnkultur Müller • SENDEN Möbel Inhofer • SINDELFARBEY Morhinweg • SOULINGEN Möbel Deimby • SPEYER Richard meurer wohndesign • STÄDTLOHN Möbel Steinbach • STOCKACH Wohnparc Stump • SUNDERN Haus der Wohnkultur • SYKE Wagner Wohnen • VOERDE WOHNWELT Fahnenbruck • WALLDORN WohnRitz • WEINSTADT Ebner Wohnkultur • WIESBADEN Möbelhaus Vogel • WETTERSTADT Segmüller • WETZLAR Möbel Schmidt • WIESLOCH Weckesser Wohnen

Leolux Design Center Elbestraße 39, 47800 Krefeld (NRW) www.leolux.de • Sofa: Bellice (Beck design)



FOTOS: A.G. LIFE, AFP



Ohrhänge von Ole Lynggaard, Armband von Thomas Jirgens, Ring von Sévigné

IM REINFORM



Ring und Ohrhänge von Boucheron, Collier von Hermès

Diamanten werden langsam zu Alltagsbegleitern. Nur sollte man sie nicht auf der Spüle vergessen.

*Fotos Valentin Jeck
Styling Lynn Schmidt*



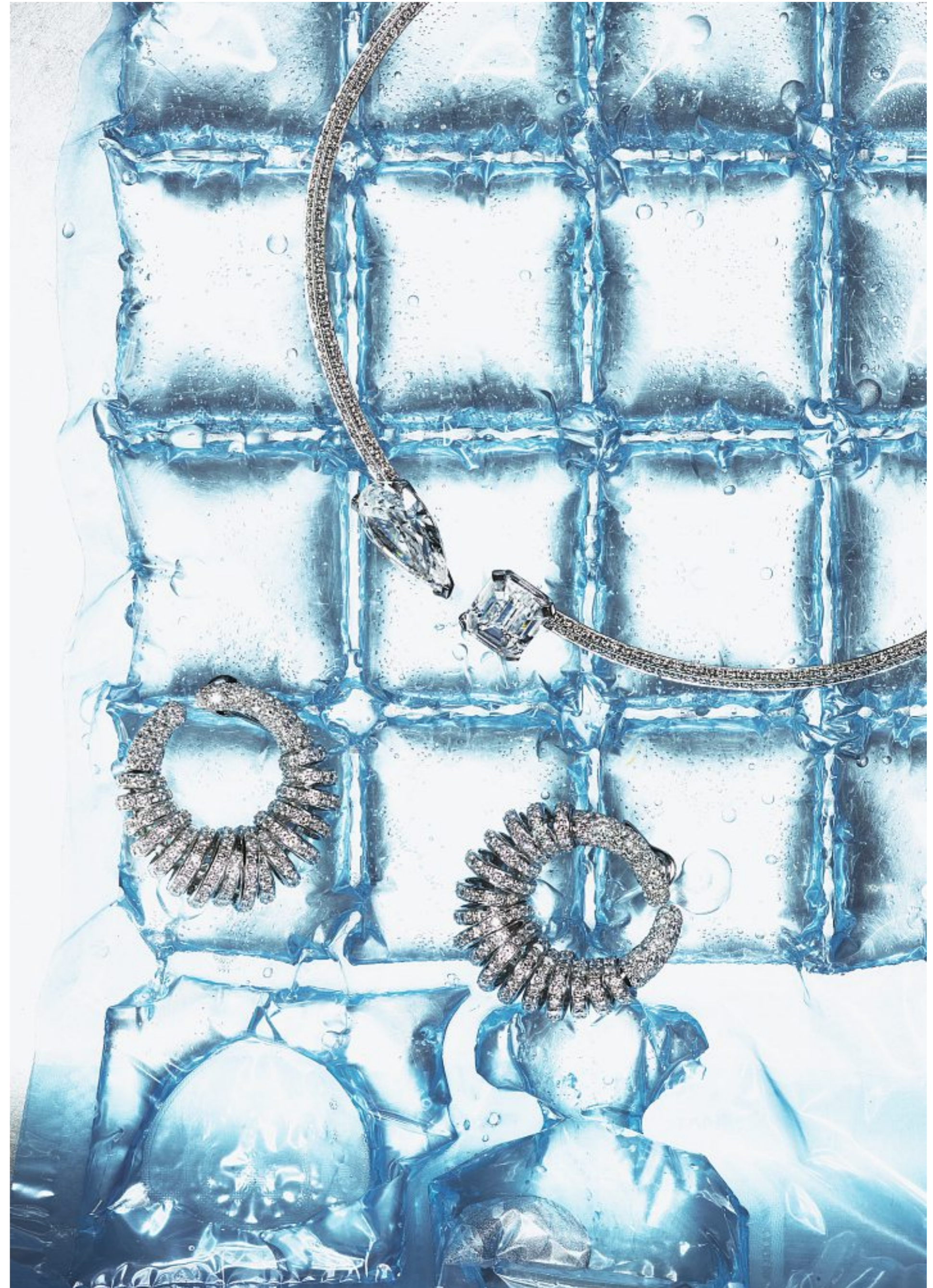
Collier und Brosche von Bulgari, Ring von Statement



Armband von Chanel, Ohrringe von Thomas Jirgens, Ring von Piaget



Ring und einzelner Ohrring von Statement, Armband von Tiffany & Co.



Collier von Messika, Ohrringe von De Grisogono



Collier und Ohrringe von Cartier, Nautilus-Uhr von Patek Philippe



Uhr von Chopard, Collier und Ring von Wempe

Fotos: Valentin Jeck
Styling: Lynn Schmidt
Foto-Assistenz: Thomas Valtin
Styling-Assistenz: Lara Werner
Fotografiert am 24. September in München

IN REINFORM

Diamanten werden immer beliebter. Womöglich sind sie der materielle Beweis dafür, dass auch das eigene Leben strahlt.

Von Jennifer Wiebking

Die eine erkannte früh, dass das, womit ihr Vater seit Jahrzehnten gehandelt hatte, auch wieder für eine junge Klientel interessant sein könnte. Die andere war schon im Berufsleben angekommen, wollte aber nach einer Schwangerschaft die eigene Arbeitsweise anpassen. Bei beiden, Valérie Messika und Ina Beissner, stand am Anfang eine persönliche Geschichte. Beide beobachteten auch am eigenen Beispiel, warum es sich lohnen könnte, künftig über Diamanten neu nachzudenken. Bei Valérie Messika, die mit dem Diamantenhandel aufgewachsen war, war das vor 14 Jahren so. Bei Ina Beissner, die zuvor schon fünf Jahre als Schmuckdesignerin tätig gewesen war, vor vier Jahren. Sie fasste damals den Plan, künftig weniger Stücke anzubieten, dafür aber wertvollere. Also keinen Modeschmuck mehr, den sie bis dahin entworfen hatte – sondern Diamanten.

Und die sind mittlerweile für sie ein Alltagsgeschäft. „85 Prozent unserer Stücke sind heute mit Diamanten besetzt“, sagt Ina Beissner, deren Label in Berlin sitzt. Nur wenige Frauen kaufen bei ihr noch Schmuck ausschließlich aus Gold. Auch Messika, die das Unternehmen ihres Namens in Paris mit ihrem Mann führt, besetzt ihren Schmuck großzügig mit Diamanten. Bei beiden ergeben sich daraus trotzdem keine schweren Klunker, sondern Stücke, die im Alltag einsetzbar sind. „Tragbarer, erschwinglicher, cooler“, sagt Valérie Messika. Stücke, die auch mal mit ganz kleinen Steinen besetzt sind, sagt Ina Beissner. „Das geht schon bei 0,01 Karat los.“

Heute hat sich herausgestellt, dass Messika und Beissner den richtigen Instinkt hatten. So selbstverständlich wie die beiden gehen immer mehr Frauen an Diamanten heran, zum Beispiel Beyoncé. Nachdem die Sängerin 2014 begonnen hatte, Stücke von Messika auch im Alltag zu tragen, bekam das Unternehmen plötzlich andere Anfragen. „Viele Stylisten wollten die Diamanten nicht mehr nur für große Roter-Teppich-Auftritte, sondern mehr ausschließlich für Cannes oder die Oscars, sondern auch für zwischendurch.“

Diamanten bleiben, wie Kim-Eva Wempe, Geschäftsführerin des gleichnamigen Juweliers, es beschreibt, „das Wertesymbol dieser Branche“. Und im Moment sehen das immer mehr Menschen so, Frauen und Männer. Ein Grund für die aktuelle Beliebtheit von Diamanten ist der Verlobungsring. Vor der Eheschließung gehört er heute häufig dazu. Auch in Zeiten weiblicher Selbstermächtigung ist es oft so, dass er ihn kauft und sie ihn überreicht bekommt.

Die Marketingmaßnahmen des Diamantenunternehmens De Beers in Folge der Wirtschaftskrise 1929 sollten nachhaltig Wirkung zeigen. Für Diamanten hatte damals selbst die wohlhabende Klientel kein Geld mehr übrig, Verlobungsringe tat man als unmodern ab. Bis De Beers dann mit dem Spruch kam: „A Diamond Is Forever.“ Bedeutete: Ein Diamant hält seinen Wert. Ein Diamant steht aber auch für zwischenmenschliche Ewigkeit.

Kein Wunder, dass das Geschäft seit dem Ende der Finanzkrise vor zehn Jahren blüht. „Diese Bilder haben sich im Bewusstsein festgesetzt“, sagt der Schmuckdesigner Thomas Jürgens aus München im Hinblick auf die Kampagnen, die mit dem Ring auch die große Liebe versprechen. „Irgendwann sitzt es, und jeder braucht sein erstes Stück.“ Auch Jürgens sieht mit seiner eigenen Schmuckmarke die Verlobung als einen schönen Anlass.

Die Tendenz zum Verlobungsring ist für den Absatz von Diamanten nicht unbedeutend. Zwei Prozent Wachstum verzeichnete die Branche gemäß Zahlen der Unternehmensberatung Bain im Jahr 2017. Und es soll so weitergehen. Einer der Hauptgründe seien die Millennials: Die junge Klientel, die nun in die Juweliersgeschäfte stolpert, hat eine geringere Hemmschwelle als die Generationen vor ihr, denn es gibt ja die sozialen Medien und das Internet, über die sie sich zuvor schon informiert hat. Und manchmal kauft sie dort auch gleich ein.

Die Verlobung ist für Kunden und Unternehmen ein möglicher Einstieg in die Welt der Diamanten. Männer und Frauen eignen sich Wissen über die vier Cs an, *cut*, *clarity*, *colour* und *carat*, und die Marken können Ringe mit der Zuversicht verkaufen, dass sie diese Kunden wohl nicht zum letzten Mal gesehen haben. Ina Beissner erzählt, wie sie durch Zufall die ersten Verlobungsringe für Bekannte fertigte. „Heute ist daraus eine wichtige Säule meines Geschäfts geworden. Die Millennials heiraten jetzt, sie bestellen dann auch häufig die Eheringe bei mir.“ Die Trauringe sind somit auch eine Verbindung, die „weniger von finanziellem Wert als von emotionalem“ geprägt sei, sagt Kim-Eva Wempe. „Meist ist es der Beginn einer sehr persönlichen Bindung zu den Kunden.“

Wenn Diamanten zunehmend populär werden, wo bleibt dann ihre Funktion als Distinktionsmerkmal? Der Schliff sei eine Möglichkeit, sagt Wempe. In jeder Niederlassung des Unternehmens habe man mittlerweile nicht nur einen Schaukasten installiert, in dem die verschiedenen Karat zu sehen sind, sondern auch einen mit den möglichen Schliffen. „Der runde Brillantschliff ist noch immer der beliebteste bei Diamanten“, sagt Wempe. „Aber es werden immer häufiger auch andere Schliffformen nachgefragt, wie zum Beispiel der kissenförmige Cushion-Cut, der tropfenförmige Pear-Cut oder der quadratische Princess-Cut. Immer mehr Kunden entdecken alternative Schliffformen für sich.“

Besonders ungewöhnlich ist der Ashoka-Schliff, den der indische Herrscher Ashoka schon im dritten Jahrhundert in Auftrag gegeben hatte. Der New Yorker Diamantenhändler William Goldberg entwickelte ihn Ende der Neunziger weiter und ließ sich den Ashoka-Cut kurz vor seinem Tod 2003 patentieren. „Ich habe seine Tochter Eve Goldberg bei der Wiedereröffnung unserer New Yorker Niederlassung kennengelernt“, sagt Kim-Eva Wempe. Der Rest ist Schmuckgeschichte. „Mit unseren Schmucklinien Cube und Art Déco, die wir mit diesem Schliff fertigen, sind wir sehr erfolgreich.“

Über die Verlobungsringe, Trauringe, Promise-Ringe, die vielen Momente, für die diese Branche einen passenden Ring parat hat, sei allerdings eine schöne Tradition in Vergessenheit geraten, sagt Wempe: der Memoire-Ring. Auch den tragen viele Frauen, zusätzlich zum Verlobungs- und Trauring. Allerdings nicht so wie ursprünglich vorgesehen. Heute ist er meist schon ringsherum mit Diamanten besetzt. Früher kam zu jedem Lebensereignis, zu jedem Geburtstag, ein kleiner Stein dazu. „Das ist eine so schöne Idee“, sagt Wempe. „Schade, dass nur so wenige Kunden das aufgreifen.“ Jeder Stein steht dann für eine Erinnerung, die man würdigen möchte.

Denn auch darum kann es bei solchen Schmuckstücken gehen: Der Diamant ist die materielle Rückversicherung, dass das eigene Leben auch wirklich glitzert. ◀

Verlobungsringe mit Stein sind für Käufer oft ein Einstieg in die Welt der Diamanten.

A HISTORY OF FIRSTS

Eine Uhr der Marke BULOVA ist nicht einfach nur eine Uhr – sie ist ein Stück Geschichte.

Seit 1875 gilt BULOVA als wegweisender Pionier und amerikanischer Klassiker der Uhrenbranche. Joseph Bulova hat das Unternehmen auf dem soliden Fundament von Qualität und Handwerkskunst gegründet – mit einer Leidenschaft für Innovation und Perfektion. Unser Curv-Chronograph mit dem gebogenen Uhrwerk, die Lunar Pilot, die mit der Apollo 15 auf dem Mond war, die komplexe Precisionist-Kollektion und jedes weitere unserer Modelle sind klassische Zeitmesser auf dem Weg in die Zukunft.

Alle Neuheiten und weitere Informationen finden Sie unter bulova.com



CURV
96A205
790,-*

CLASSIC

Mit dem klassischen Design und den roségoldenen Highlights ist diese Automatik-Uhr der passende Begleiter im Büro und Alltag. 96C143, 599 Euro*



LADIES CLASSIC

Modern und feminin ist diese Automatik-Uhr mit einem mit floralem Muster und Diamanten verzierten Perlmuttzifferblatt. 96P181, 349 Euro*



LUNAR PILOT

Entwickelt für die Landung auf dem Mond 1971 mit der Apollo 15 und jetzt neu aufgelegt als originalgetreuer Nachbau mit modernster Technik. 96B251, 499 Euro*



RUBAIYAT

Diese Uhr mit blauer Cabochon-Krone verbindet modernes Design mit majestätischer Kunstfertigkeit. 97P125, 399 Euro*

BULOVA

Jetzt bei Ihrem Fachhändler:

02763 Zittau: Goldschmiede Pfeiffer 06712 Zeitz: Juwelier Baumgartl 10243 Berlin: Juwelier Nayis 10829 Berlin: Watch House 12357 Berlin: Juwelier Klimach 12524 Berlin: Center Jewelen 12559 Berlin: Juwelier Göze 12679 Berlin: EAST JEWELLERY 13507 Berlin-Tegel: Juwelier Melde 14480 Potsdam: Juwelier Neumann 14624 Dallgow: Juwelier Kaiser 16356 Ahrensfelde: Juwelier Classic 20354 Hamburg: Uhrzeit.org 21244 Buchholz: Juwelier Konstantin 21762 Otterndorf: Marcinkowski Uhren + Schmuck 22111 Hamburg: Miraj 22143 Hamburg: Alfred Weisel 22159 Hamburg: Juwelier Janke 25980 Sylt: Juwelier Betz 26219 Bösel: Juwelier Brinkmann 26446 Friedeburg: Uhren Peters 26721 Emden: Aurore Goldschmiedesteller 26919 Brake: Stefan Gehrhardt Uhren + Schmuck 27232 Sulingen: Juwelier Koch 27356 Rotenburg/Wümme: Juwelier R. Hildebrandt 28215 Bremen: Uhren Jakes 28237 Bremen: Uhren C. Bullenkamp 32423 Minden: Juwelier Döring 33100 Paderborn: Wirz Uhren-Schmuck 34117 Kassel: Juwelier Feinschliff 34346 Hann-Muenden: Juwelier Deutsch Schmuck + Uhren 37154 Northeim: Juwelier Vollbrecht 37269 Eschwege: Juwelier Babylon 39104 Magdeburg: Haller's Uhrenladen 39393 Hötensleben: Uhrenudloff 40211 Düsseldorf: Juwelier Rudolf Wirmshofer 40721 Hilden: Goldquelle Hilden 40789 Monheim: Helmut Wymen 41069 Mönchengladbach: Schwertner Uhren-Schmuck 41539 Dormagen: Juwelier Milano 42275 Wuppertal: Juwelier Fritz Brune 42329 Wuppertal: R. Landt Uhren + Schmuck 42651 Solingen: Reichwein 46354 Süldhorn: Anne Nienhaus Uhren Schmuck 47179 Duisburg: Juwelier Teschler 48529 Nordhorn: Verdi Ince GmbH 49078 Osnabrück: Uhren4you.de 49808 Lingen: Uhren Böckmann 50189 Elsdorf: Josef Bergmann 50678 Köln: Uhren und Schmuck Landwehr 52134 Herzogenrath: Uhren und Schmuck Jungbauer 52152 Simmerath: Timeshop24.de 52441 Linde: Juwelier Etzel 53797 Lohmar: CHRONOLINE 58636 Iserlohn: Gold Friedrich 59174 Kamen: Juwelier Becher 65830 Kriftel: Juwelier Langhans 67433 Neustadt: Martina Velhorn 70197 Stuttgart: Goldwunsch 71034 Böblingen: Juwelier Esters 79379 Müllheim: Juwelier in Müllheim 82110 Germering: Juwelier Huber 82538 Geretsried: Juwelier Varga 83435 Bad Reichenhall: Juwelier Perchermeier 85229 Markt Indersdorf: Schmuck und Uhren Leber 86316 Friedberg: Uhren + Schmuck Ernst 86399 Bobingen: Juwelier Tick Tack Time 86971 Peiting: Obermaier Uhren + Schmuck 88239 Wangen: Juwelier Carl Kehrer jun. 91227 Leinburg: Erich Franz 91413 Neustadt: Robert Höfler 93155 Hemau: Juwelier Schützbiel 94405 Landau: Uhren Schmuck Rauschegger 95326 Kulmbach: Uhren-Reparatur-Service Kuspert 96106 Ebern: Mandrops 96358 Teuschnitz: Uhren Miquel 97318 Kitzingen: Hornig Uhren und Schmuck 99084 Erfurt: Uhrmachermeister Schmidt



Sophie (oben links und unten rechts) ist seit 2010 Kapitänin bei Etihad. Aisha, First Officer, trägt zum Kopftuch Fendi-Brille und roten Lippenstift.

ÜBERFLIEGERINNEN



Zwei Frauen im Cockpit: Das ist noch immer ein ungewohnter Anblick. Dabei fliegen Sophie und Aisha himmlisch. Vier Tage unterwegs mit zwei Pilotinnen.

Von Kiki Kausch
(Fotos und Text)

Ein Sonntagmittag, The Hoxton Paris ist übertoll mit schicken jungen Pariser Familien, verliebten Paaren und Freundinnen. Hierher habe ich die beiden Pilotinnen Aisha und Sophie eingeladen, um sie kennenzulernen. Wir werden vier Tage miteinander verbringen, viele Stunden davon zusammen in einem engen Cockpit eines Airbus 380 von Paris nach Abu Dhabi. Schon die erste Begegnung muss stimmen, denn die beiden sollen sich mir natürlich öffnen.

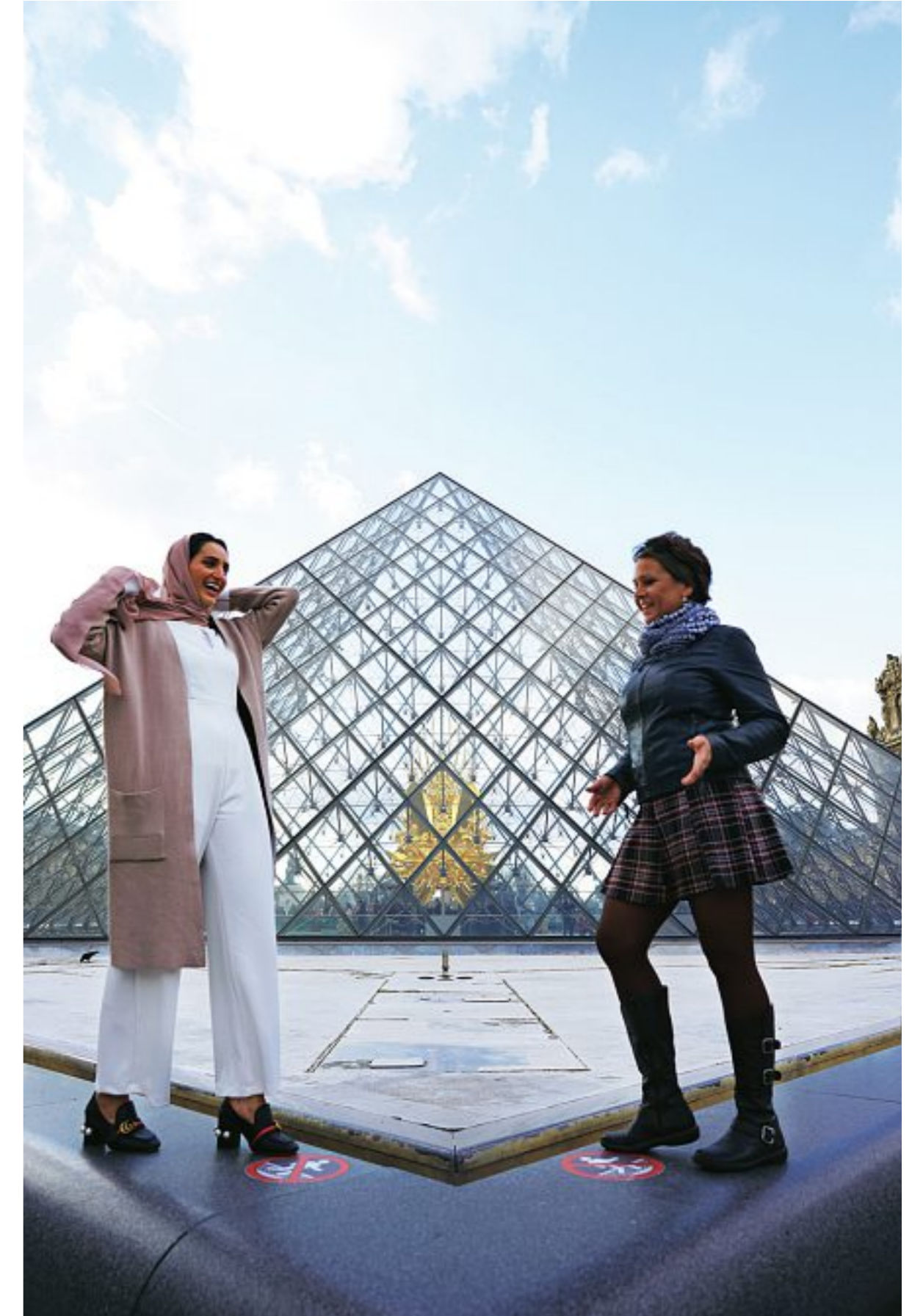
Aisha ist eine Araberin aus Adschman, dem kleinsten der Emirate. Sie trägt Gucci, Fendi und Dior. Ihr helles Seidenkopftuch passt zum Mantel. Sophie ist Französin: kurze blonde Haare, Minirock, Bikerstiefel, Bomberjacke. Später in Abu Dhabi wird sie mir auch ihre Tattoos zeigen. Sieht so ein Cockpit-Duo aus, das für die Fluggesellschaft Etihad das größte Passagierflugzeug der Welt fliegt?

Ja, genau so. Pilot oder Pilotin – es ist ein Beruf der objektiven Maßstäbe. Egal, wie man aussieht, egal, wer man ist, egal, wen man kennt: Ins Cockpit kann man sich nicht hineinschummeln. Das Cockpit ist unbestechlich. Man erfüllt die Voraussetzungen oder eben nicht.

Schon vor sieben Jahren hatte ich als Kunstprojekt zwei Lufthansa-Pilotinnen im A 380 von Frankfurt nach Singapur begleitet, um sie während des Flugs zu porträtieren. Eine Premiere. Danach hatte ich nie wieder Flugangst. Das fotografische Ergebnis war ein 1,20 mal 3,60 Meter großes Triptychon. Es hing in Ausstellungen in New York, Frankfurt, Berlin und Schanghai und fand seinen Weg zu Kunstsammlern in aller Welt. Aber die erste Frage – nicht nur von Männern – war wegen der blonden Mähne und der roten Lippen der beiden: Sind das Models im Simulator?

Dieses Mal ist es ein Spiel mit anderen Stereotypen: Aisha, eine Pilotin mit Hijab im Cockpit. Die ersten Aufnahmen machten wir noch in Paris. Nach dem Treffen im Hoxton Paris hatten beide Lust. Bei unseren Fotoaufnahmen am Louvre spielte ich mit den Kulissen und dem Licht und Aisha mit den Erwartungen – plötzlich nahm sie das Kopftuch ab.

Es folgte ein frühes Abendessen in einem kleinen Bistro. Sophie bestellte Blutwurst und Innereien. Am Anfang ihrer Karriere flog sie marode Cargo-Maschinen in Kongo, die ganz harte Schule. Jetzt fliegt sie den A 380, bei einer Körpergröße von 1,55 Metern. Bei Etihad kennt und respektiert sie jeder. Seit neun Jahren ist sie als Kapitänin dort in Diensten, die erste Frau in dieser Position. Sie lebt in Abu Dhabi, ist zweimal geschieden und hat zwei Kinder. Als wir am nächsten Tag am Flughafen



Am Tag vor dem Flug: Aisha und Sophie am Louvre



Diese Aussichten!
Unter Aisha liegt
das Zagros-Gebirge,
die Grenze zwischen
Iran und Irak.

ÜBERFLIEGERINNEN



Im goldenen BMW
kommt Aisha
zur Arbeit gefahren.
Sophie hingegen
mag es groß: Hinten
auf dem Pick-up
transportiert sie oft
ihr Motorrad.



Charles de Gaulle Richtung Startbahn rollen, blickt sie aus dem Fenster des A 380 auf einen A 320 herab. „Da unten in dem kleinen Ding sitzen die Männer“, sagt sie und lacht. Wir heben ab und gleiten in den Himmel.

Aisha ist gerade 30 Jahre alt geworden. Mit einer ihrer Schwestern lebt sie zusammen in einer Villa in einer Gated Community. Sie ist stolze Besitzerin von ungefähr 100 Paar Designerschuhen und fährt einen goldenen BMW, den ihr Bruder ausgesucht hat. Ihre Interessen und Träume unterscheiden sich nicht von denen anderer junger Frauen: Mode, Stars, Clubs und die große Liebe. Eine arrangierte Ehe kommt für sie, zum Unmut ihrer Familie, nicht infrage. Das Kopftuch gehört zur Dienstkleidung bei Etihad, auch bei allen öffentlichen Anlässen trägt sie es. Doch wenn sie abends ausgeht, legt sie es ab, und ihr langes Haar fällt wallend auf ihre Schultern.

Der Flug führt über das Zagros-Gebirge, die Grenze zwischen Irak und Iran. Über Kuwait geht die Sonne unter, der Ausblick

ist atemberaubend. Zehn Kilometer unter uns gibt es die Wörter Frauenrechte und Gleichberechtigung nicht. Aber hier oben ist Aisha ein Vorbild für viele junge Frauen: First Officer.

Dann landet sie das Flugzeug sicher in Abu Dhabi. Es ist 19 Uhr. Sophie, die Kapitänin, steht mit Aisha vor dem Cockpit und verabschiedet die Gäste. Die meisten Passagiere halten die beiden für Flugbegleiterinnen. Da bricht es aus ihr heraus: „Hey everybody, female power in the cockpit!“ Die Französin mit dem Kurzhaarschnitt und die Araberin mit dem Kopftuch ziehen ungläubige Blicke auf sich.

Die nächste Ausstellung der Fotokünstlerin Kiki Kausch, die 2006 mit einem Porträt von Karl Lagerfeld begann, schließt an den Beginn ihrer Karriere an: „Karl Cool“ ist eine Hommage an den im Februar verstorbenen Modeschöpfer, für den Künstler wie Gregor Hildebrandt, Susanne Rottenbacher oder MadC Arbeiten angefertigt haben. Sie sind vom 21. November bis zum 10. Januar 2020 im Brenners Park-Hotel in Baden-Baden zu sehen.



Catch them if
you can: Aisha
und Sophie mit
Flugbegleitern.

Herr Duve, Sie werden als Botox-König von München bezeichnet. Wissen Sie, wie viel Botox Sie im Jahr spritzen? Konkrete Zahlen kann ich Ihnen nicht nennen. Aber wenn ich unseren Botox-Lieferanten glauben darf, sind wir zumindest einer der besten Abnehmer in München, wenn nicht sogar in ganz Deutschland.

Das heißt: München ist die Hochburg für Nachhilfe in puncto Schönheit? In München ist die Kaufkraft definitiv höher als in Berlin oder Bremen. Ja, man kann sagen: München ist die Beauty-Hochburg in Deutschland. Das hängt aber auch damit zusammen, dass zu uns viele Patienten aus dem Ausland kommen und Beauty-Eingriffe mittlerweile in der Gesellschaft als akzeptiert gelten.

Es gibt ein schier unerschöpfliches Angebot an Schönheitseingriffen. Neben Botox gibt es Unterspritzungen mit Fillern und Fadenlifting zur Hautstraffung, Laserbehandlungen und das Facelifting. Was machen die Deutschen am häufigsten? Die Zahlen der nicht-operativen Beauty-Eingriffe mit Botox und Fillern steigen unverändert. Es war ja lange in Deutschland verpönt. Das hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Verglichen mit anderen Ländern wie Frankreich, Spanien oder Großbritannien, haben wir aber immer noch Nachholpotential. Die meisten Patienten wollen nicht unnatürlich oder jünger, sondern frischer und erholter aussehen.

Den Eindruck hat man nicht, wenn man Damen mit unbeweglichen Gesichtern und Schmallmund-Lippen sieht. Das können Sie doch nicht schön finden? Mir ist es tatsächlich bis heute ein Rätsel, warum einige Leute so aussehen, wie Sie das gerade beschreiben. Sie haben den Realitätssinn dafür verloren, wie sie tatsächlich aussehen, oder die falsche Beratung erhalten. Meine Kollegen und ich sind bekannt dafür, dass wir tendenziell lieber zu wenig machen als zu viel. So kommt es immer wieder vor, dass wir Patienten verlieren, die unsere Vorgehensweise als zu lasch empfinden. Vor allem jüngere Frauen fühlen sich von uns oft nicht verstanden, wenn sie mit einer Lippenunterspritzung irgendeinem Instagram-Vorbild nahefeiern wollen. Die gehen dann zu einem Kollegen. Irgendwo finden sie immer jemanden, der ihre Wünsche erfüllt.

Sie haben nicht nur deutsche Patienten, sondern auch viele aus Russland oder dem Nahen Osten. Unterscheiden sich die nationalen Vorstellungen von Schönheit? Absolut. Die meisten Deutschen wollen, dass das Ergebnis natürlich aussieht. Jemand aus Russland oder Dubai möchte am liebsten, dass man drei Mal so viel spritzt wie vorgesehen. In diesen Kulturkreisen ist es gewünscht, dass man den Eingriff sieht. Das hat etwas mit ihrem Schönheitsideal zu tun, aber auch mit Status und Reichtum.

Wie oft geht ein Eingriff schief? Zu uns kommen täglich Patienten, die nach einem nicht geglückten Eingriff in einer anderen Praxis unsere Hilfe suchen. Bei Botox ist es noch am einfachsten. Da muss man halt drei bis vier Monate warten, bis sich das Mittel abgebaut hat. Bei Fillern ist das anders. Wenn das nicht fachgemäß gespritzt wurde, kann es

„Ungefähr 20 Prozent unserer Patienten haben jeden Realitätssinn verloren“

Der Münchner Dermatologe Stefan Duve über die Haltbarkeit eines Liftings, die Risiken von Botox und Fillern und die Grenzen von Schönheitskorrekturen

Komplikationen geben. Im Idealfall ist es ein sauberer Filler, also kein Billigprodukt, dann kann man ein Gegenmittel spritzen und den Schaden minimieren. Wenn allerdings bei einer Laserbehandlung die Haut verbrannt wurde, kann man nichts mehr ausrichten. Das ist dann ein irreparabler Schaden.

Was ist der Unterschied zwischen einem Lifting und dem Eingriff mit Botox? Botox-Behandlungen und Unterspritzungen mit Fillern zählen zu den nicht-operativen Eingriffen. Genauso wie Laserbehandlungen und Fadenlifting. Bei einem Facelifting müssen Sie sich einer Operation mit Vollnarkose unterziehen. Der Trend geht allerdings immer mehr weg vom Lifting, die meisten Patienten scheuen eine Operation, und es gibt mittlerweile viele gute Alternativmethoden. Wer jedoch mit 50 oder 60 Jahren noch den Anspruch hat, perfekt auszusehen, muss sich einem Lifting unterziehen. Jeder Arzt, der behauptet, er kriege das allein mit Fillern und Botox hin, der schwindelt. Hier sollte man den Patienten ehrlich informieren.

Wie lange hält ein Facelifting? Nichts hält für die Ewigkeit. Wie lange ein Facelifting tatsächlich hält, hängt entscheidend davon ab, wie oft der Patient oder die Patientin sich in den Jahren nach dem Eingriff der Sonne aussetzt, denn ein Hauptteil des erschlafften Bindegewebes entsteht durch zu viel Sonneneinstrahlung. Allerdings muss man sagen: Selbst das stärkste Lifting hält im Schnitt nicht länger als zehn Jahre.

Warum führt bei manchen Prominenten ein Eingriff zu einem guten Ergebnis und



Stefan Duve ist Dermatologe und führt in München mit sieben Kollegen eine Haut- und Lasergemeinschaftspraxis.

bei anderen nicht? Renée Zellweger sah einmal komplett anders aus, Demi Moore ist ein Beispiel dafür, dass es gelingen kann. Nicht jeder reagiert gleich auf eine OP. Bei einem Lifting kommt es extrem auf das Können des Arztes an – und darauf, wie alt die Person beim Eingriff war. Wenn es stark auffällt oder eine massive optische Veränderung festzustellen ist, handelt es sich meist um ein zweites Lifting. Spätestens dann kann man es nicht mehr verbergen. Hinzu kommt, dass in prominenten Kreisen heute zu viel mit Fillern gemacht wird.

Sie spritzen seit vielen Jahren Botox in Ihrer Praxis. Botulinumtoxin ist ein Nervengift, das ursprünglich für die Behandlung von neurologischen Erkrankungen verwendet wurde. Kann man denn heute die Langzeitfolgen abschätzen, die Botox als Faltenglätter mit sich bringen könnte? Botox ist seit Jahrzehnten im Einsatz. Wenn Botox in den mehr als 50 Millionen geschätzten Behandlungen irgendwelche Schäden angerichtet hätte, wäre das Mittel längst vom Markt. Es gibt nichts zu befürchten.

Das sehen Kollegen von Ihnen anders. Ein Schönheitschirurg hat erst kürzlich in einer Talkshow seine Bedenken gegen Botox geäußert, weil es die Leber belastet. Ich habe die Talkshow nicht gesehen, aber die Aussage stimmt so nicht. Ich habe noch nie von jemandem gehört, dessen Leberwerte unter Botox angestiegen sind.

Sind Filler eine Alternative für alle, die kein Nervengift im Gesicht haben möchten? Bei Fillern handelt es sich in der Regel um eine Form von Hyaluronsäure, einem natürlichen Bestandteil des Körpers, der irgendwann nicht mehr ausreichend produziert wird. Das klingt gesünder als Botox.

Filler und Botox erfüllen unterschiedliche Zwecke. Man kann Filler zwar in die Stirn spritzen, aber das bringt niemals die gleiche Wirkung wie Botox. 80 Prozent unserer Patienten, die wegen ihrer Zornesfalte zu uns in die Praxis

kommen, sind mit Botox besser beraten als mit Fillern, auch wenn sie das nicht immer hören möchten. Die Vorbehalte gegen Botox sind immer noch größer als gegen Filler, was nicht gerechtfertigt ist.

Warum? Der Markt für Hyaluronsäure ist extrem unübersichtlich geworden. Es gibt allein in Deutschland 120 Präparate auf dem Markt, davon sind gerade mal eine Handvoll erprobt.

Das heißt: Augen auf bei der Wahl des richtigen Schönheits Helfers? Ich kann nur jedem raten, es bei jemandem machen zu lassen, der damit Erfahrung hat und seriös arbeitet. Man kann alle Punkte richtig spritzen und es doch verkehrt machen. Wie man Botox oder Filler spritzt, lernt man an einem Wochenende. Aber was schiefgehen kann, lernt man nicht an einem Wochenende und auch nicht in einem Jahr, sondern in vielen, vielen Jahren. Alles unter 200 Euro ist unrealistisch, davon ist dringend abzuraten. Das ist dasselbe wie mit der Diskussion um Billigfleisch, wo jeder am Ende überrascht ist, wenn Salmonellen im Tiefkühlhuhn festgestellt werden, das 1,80 Euro gekostet hat. Genauso gibt es keine seriöse Unterspritzung mit Fillern unter 100 Euro. Dann handelt es sich um einen billigen Re-Import, oder der Stoff wird mit anderen Substanzen gemischt. Beides kann verheerende Folgen haben.

Würden Sie raten, sich das Präparat zeigen zu lassen, bevor es einem infiltriert wird? Ja. Das machen erstaunlicherweise aber die wenigsten. Ich bin immer wieder überrascht, wie arglos die Patienten sind und wie wenig sie kritisch hinterfragen.

Nun lässt sich ja nicht leugnen, dass Botox die Mimik einschränkt und auch den Gesichtsausdruck verändert. Sieht ein Gesicht nicht zwangsläufig eingefroren aus? Nicht, wenn es richtig gespritzt wurde. Ein guter Arzt sieht, welche Gesichtsform welche Behandlung erfordert. Bei jemandem, der zu Schlupflidern neigt, hat es keinen Sinn, die Stirn komplett glatt zu legen, weil sie dann nach unten drückt und die Augenpartie müde aussehen lässt. Es muss einem klar sein: Wenn man an einer Stelle alles lahmlegt, sucht sich die Muskulatur neue Wege.

Und was sagen Sie zum Thema Fadenlifting? Hier läuft man Gefahr, die Gesichtsnerven zu verletzen, richtig? Das ist wie beim Thema Filler: Es muss jemand machen, der sich auskennt. Bei dieser Behandlungsmethode gibt es ganz unterschiedliche Techniken mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen.

Erbblindung, Embolien, Schlaganfälle. Warum nehmen immer mehr Menschen diese Risiken für ein besseres Aussehen in Kauf? Hier muss ich jetzt doch die Sachlage etwas geraderücken. Bei ausgebildeten Ärzten und gutem Material sind diese Nebenwirkungen eine Rarität. Aber sie können vorkommen und sind leider aus den schon genannten Gründen Realität. Deshalb müsste die Frage eher lauten, warum so viele Patienten diese Risiken eingehen, um weniger zahlen zu müssen.

Wie definieren Sie Schönheit? Mein Ziel ist, dass ein Patient nach einer Behandlung so aussieht, als kehre er gut

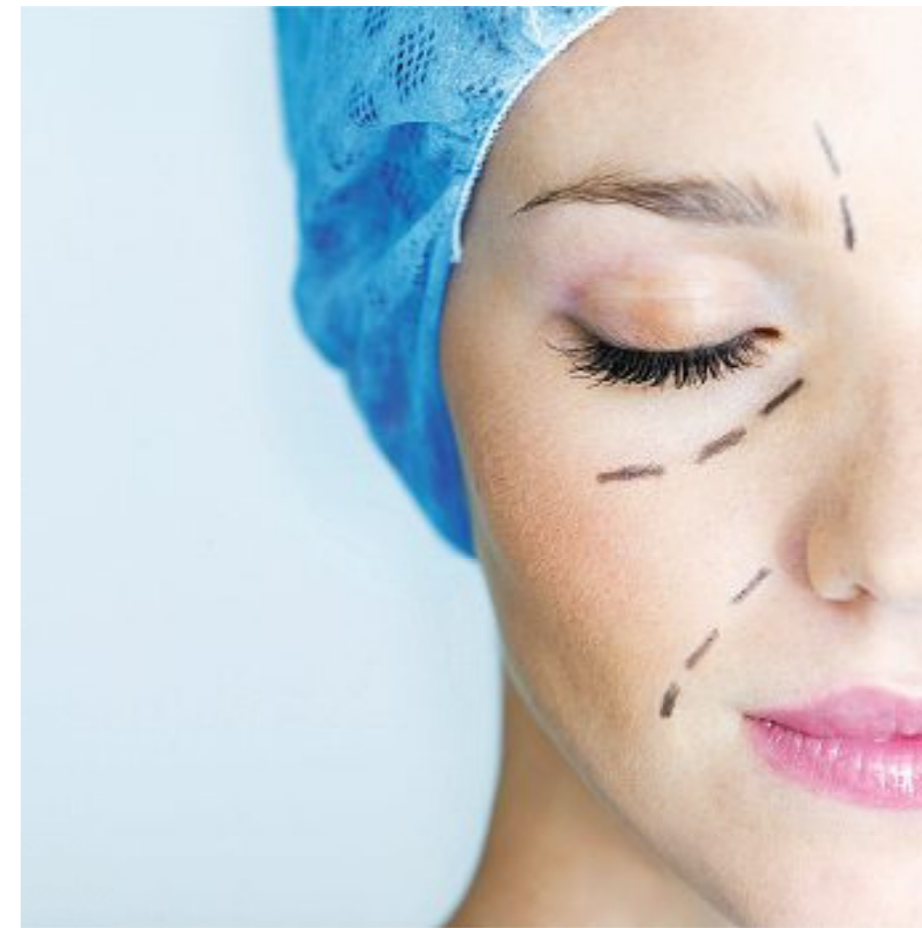
erholt aus dem Urlaub zurück. Das ist der Satz, den ich bestimmt jede Woche fünfzigmal sage. Wenn mich jemand fragt, um wie viele Jahre sehe ich danach jünger aus, antworte ich: Sie sehen vermutlich nicht jünger aus, sondern frischer. Damit können die meisten gut leben. Ungefähr 20 Prozent unserer Patienten haben jeden Realitätssinn verloren. Da muss alles glatt sein, nichts darf hängen, keine Falte zu sehen sein.

Was machen Sie, wenn ein Jugendlicher zu Ihnen kommt und etwas verändern möchte? Diese Entwicklung nimmt tatsächlich extrem zu. Bei Jugendlichen unter 18 Jahren lehnen wir das ab, selbst wenn die Einverständniserklärung der Eltern vorliegt. Es sei denn, es handelt sich um einen medizinischen Eingriff.

Und junge Menschen, die volljährig sind? Bei jungen Menschen machen wir in der Regel keine Eingriffe, die irreparabel sind.

Ist dieser Selbstoptimierungswahn bei der jüngeren Generation nicht bedenklich? Es ist eine Entwicklung, die ich persönlich nicht gutheiße, die aber nicht zu stoppen ist. Ich war kürzlich im Urlaub in Brasilien. Wenn Sie da die operierten Frauen sehen – das ist eine noch viel extremere Entwicklung. An jedem zweiten Tisch wird nicht mehr gesprochen, da wird nur noch gepostet. In unserem Hotel war eine Gruppe von Frauen, die haben sich von morgens bis abends fotografiert, die waren nicht mehr in der Lage, normal zu kommunizieren.

Zumindest müssen Sie sich für die Zukunft keine Sorgen machen.



„Eine Entwicklung, die nicht zu stoppen ist“: Stefan Duve über den Hang zur Selbstoptimierung

Das stimmt, aber die Frage ist, ob es dann noch Spaß macht. Menschen, die nicht mit beiden Beinen fest im Leben stehen, können durch diese Entwicklung schon sehr verunsichert werden. Sie werden den ganzen Tag mit Informationen rund ums Aussehen berieselt. In den sozialen Medien, bei Instagram und Youtube, hat jeder etwas zum Thema Beauty zu sagen. Dann kommt

noch der Friseur mit einem Tipp, dann die Freundin. Ich bin oft überrascht, wenn ich so manche ehemalige Kundin zufällig in der Stadt treffe und fast nicht wiedererkenne.

Wie kommt man auf die Idee, Schönheitschirurg zu werden? Nach meiner klassischen Medizinausbildung habe ich in New York in dem Feld

Pathologie für Haut gearbeitet. In den neunziger Jahren ging das Lasern los, für Hautstraffungen. Als ich nach Deutschland zurückkam, habe ich den gleichen Laser gekauft, den wir in New York hatten. Damals war nicht absehbar, welches Business sich daraus entwickelt. Heute sind wir acht Ärzte mit unterschiedlichen Schwerpunkten, und jeder geht fast monatlich auf eine Weiterbildung.

Es ist ein Riesengeschäft geworden. Worauf sollte man achten, wenn man über einen Eingriff nachdenkt? Suchen Sie sich einen erfahrenen Arzt, ganz gleich, ob Sie sich für Botox, Unterspritzungen oder Laserbehandlungen interessieren. Wer sich liften lassen möchte, sollte zu jemandem gehen, der nichts anderes macht als Facelifting. Das ist genauso wie bei einer Herzoperation. Da gehen Sie auch zum Spezialisten.

Warum fällt es immer mehr Menschen so schwer, in Würde alt zu werden? Man muss heute schon ein bestimmter Typ sein, um das zu können. Ich habe Patienten, die seit 20 Jahren in die Praxis zur Hautkrebsvorsorge kommen und dann sagen: Wenn ich all den Blödsinn sehe, den Sie da noch machen, überlege ich mir, ob ich noch zu Ihnen komme. Diese Patienten sehen so aus, wie man mit 60 aussieht. Wenn man die den anderen gegenüberstellt, muss man schon fragen, wer auf der richtigen Seite steht.

Die Fragen stellte Sabine Spieler.



Multy, Claude Brisson
Made in France - ligne-roset.com

1690 EUR*

Ohne Armlehnen, zzgl. Lieferkosten

RENDEZ-VOUS WITH MULTY

VOM 12.10. – 16.11.

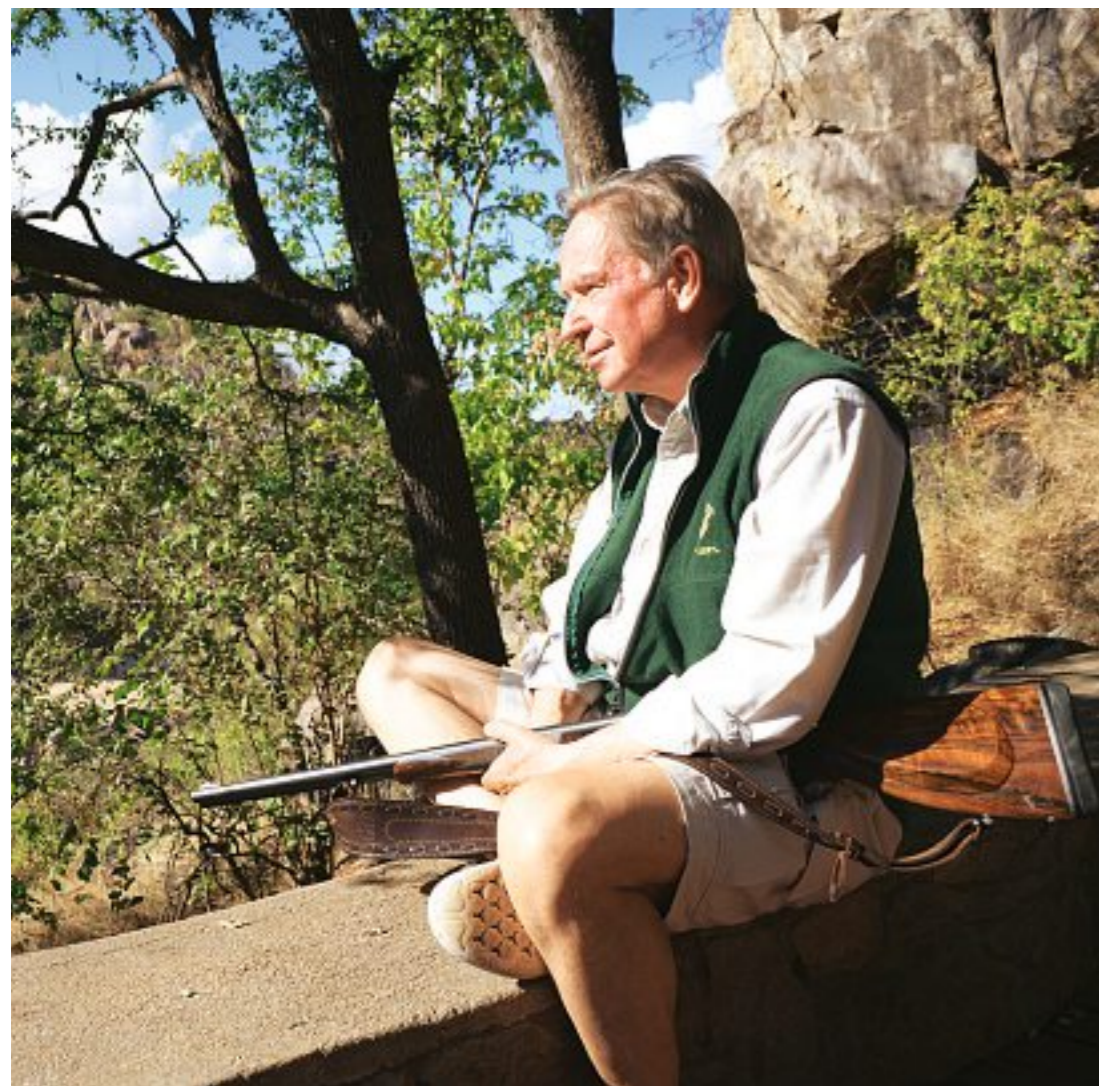


SOLANGE DER VORRAT REICHT, BEI ALLEN TEILNEHMENDEN PARTNERN: 3-SITZER MIT KEILKISSEN ALS SONDERAKTION. GESTELL ANTHRAXITFARBEN. IN STOFF AMALFI IN 5 FARBEN.

R E N D E Z - V O U S W I T H Y O U

ligne roset®

depuis 1860



In Afrika heimisch geworden: 1992 hat Willy Pabst das Land für das Wildschutzgebiet Sango erworben.

WILD LIFE

Der Unternehmer Willy Pabst hat sich in Afrika einen Traum erfüllt – mit dem Wildschutzgebiet Sango in Zimbabwe.

Von Thilo Thielke (Text und Fotos)

Die Sonne steht schon tief über der Savanne, als Clemence Bryce und seine fünf Männer zum Patrouillengang aufbrechen. Sie tragen grüne Uniformen und Sturmgewehre. Vorneweg laufen die Hunde. Nach einer guten Stunde macht der Trupp kehrt. Kein Feind in Sicht. Bryce, ein 39 Jahre alter Weißer, ruft seine Männer zusammen. Wenn es schon so ruhig ist, sollen sie wenigstens trainieren. Einer streift sich den Schutzanzug über und spielt den Ganoven, dann werden die Hunde auf ihn losgelassen. Staub wirbelt auf. Der Rest ist Tumult. Erst als es dunkelt, springen die Männer wieder auf die Sitze des offenen Landcruisers und rasen zurück ins Hauptquartier.

40 Mann hat Bryce unter seinem Kommando – etliche von ihnen haben zuvor als Soldaten bei der zimbabwischen Armee gedient. 26 gehören zum festen Team, die anderen werden nach Bedarf rekrutiert. Sie alle haben ein dreijähriges Training absolviert und stammen aus der Gegend. Auch fünf Hunde sind Teil des Teams: vier belgische Malinois und ein deutscher Schäferhund. Bewaffnet sind die Männer mit 20 halbautomatischen Gewehren: AK 47 russischer Bauart, ungarische AK 63, südafrikanische Vektor LM 5, zum Teil mit Schalldämpfer. „Für uns herrscht hier Krieg“, sagt Bryce. „Ein falscher Schritt zur falschen Zeit, und du bist tot.“

Der Krieg, in den Bryce und seine Soldaten im Busch von Zimbabwe ziehen, ist ein Kampf für Wildtiere. Die Feinde sind Wilderer, nicht weniger stark bewaffnet als die Ranger, international vernetzt und oft skrupellos. Meist haben sie es auf das Horn von Nashörnern oder die Stoßzähne der Elefanten abgesehen. Auf asiatischen Märkten erzielen sie damit Spitzenpreise. Das Pulver, zu dem die Hörner der Rhinocerosse zerrieben werden, gilt in China und Vietnam als Aphrodisiakum, außerdem soll es Krankheiten heilen. Aus dem Elfenbein wird allerlei Nippes geschliffen: Brieföffner, Schachfiguren, Billardkugeln.

Treffen Wilderer und Wildhüter aufeinander, fließt nicht selten Blut. „Zum Glück haben wir noch keinen unserer Männer verloren“, sagt Bryce. Seine Bilanz: 30 Wilderer wurden verhaftet, einer getötet. 120 Jahre Gefängnis hätten die Burschen, die sie geschlappt haben, bekommen, sagt Bryce, nicht ohne Stolz. Während andernorts die Wilderei eskaliert, hat Bryce die Lage im Griff.

Als er 2012 nach Sango kam, ein Wildschutzgebiet 450 Kilometer südöstlich von Harare, der Hauptstadt Zimbabwes, da lebten in seinem Revier 102 Spitz- und 38 Breitmaulnashörner. Heute sind es 147 Spitz- und 47 Breitmaulnashörner. Clemence Bryce, Spross britischer

Auswanderer, die vor Generationen ins ehemalige Rhodesien kamen, leitet seit sieben Jahren die Anti-Wilderer-Einheit von Sango, davor hatte er bei der staatlichen Nationalparkbehörde gearbeitet. Das Gebiet, das er und seine Männer bewachen, ist 600 Quadratkilometer groß und beherbergt zwischen den Bikita Hills im Westen und dem Save-Fluss im Osten neun Biotope – ein Paradies, das von 210.000 Säugetieren bevölkert wird. Die „Big Five“ – Löwen, Nashörner, Büffel, Elefanten, Leoparden – sind hier ebenso zu Hause wie Gazellen und Giraffen, Geparden und Schakale, Krokodile und Nilpferde.

Geschaffen hat das Kleinod der 75 Jahre alte Hamburger Unternehmer Willy Pabst. Er trägt an diesem Tag einen grünen Sweater über dem Khakihemd, auf der Brust prangt das Sango-Emblem: ein Affenbrotbaum vor untergehender Sonne. Von diesen Baobabs gibt es unzählige in Sango. Pabst und seine Frau sind aus Kapstadt angereist, um ein paar Tage in der Natur zu verbringen. Aus Essen ist Pabsts Sohn Andreas mit Frau und den beiden Kindern gekommen. Auch ein Freund aus Südafrika, Dusty Joubert, ist noch dazugestoßen. Er ist 48 Jahre alt und hat jahrelang als Ökologe in Sango gearbeitet. Stundenlang kann er von der Vielfalt des Gebiets schwärmen, für das er einst verantwortlich war: dem Vulkan-, Basalt- und Sedimentgestein, das man in Sango findet, den Nestern von 64 Geieradlern, 13 Kronenadlern und elf Afrikanischen Habichtsadlern, dem Wald von Fieberakazien. „Das einzigartige Pfannensystem, das der Save-Fluss geschaffen hat, lockt unzählige Vogelarten an.“

Nach Sonnenuntergang sitzen alle ums Lagerfeuer, trinken Gin Tonic oder Rotwein und essen Kudu-Steak. Auf einem Hügel hat Pabst eine Lodge errichten lassen, im Rücken schroffe Felsen, nach vorne geht der Blick auf den Mokore-Fluss und in die afrikanische Weite. Es gibt vier Chalets und zwei Luxuszelte mit insgesamt 18 Betten. Übernachtungspreis: 1500 Dollar.

1992 hatte der Geschäftsmann das Land für rund 1,9 Millionen Euro gekauft. Bis dahin befand sich auf dem Grundstück die Devuli-Rinderfarm. Sie war 1920 von Söhnen britischer Missionare gegründet worden, aber arbeitete nicht mehr wirtschaftlich. Als das Unternehmen in Zahlungsnot geriet, sprang Pabst ein, um seinen Traum vom eigenen Tierschutzgebiet zu verwirklichen. Er wusste: Die Natur holt sich schnell zurück, was der Mensch verwildern lässt – wenn das Gebiet geschützt, die Wilderei bekämpft, illegaler Siedlungsbau verhindert wird.

1995 kaufte Pabst 560 Elefanten aus dem nahegelegenen Gonarezhou-Nationalpark. 2002 kamen elf Löwen

dazu, von denen allerdings sechs schon in den ersten Wochen getötet wurden. Pabst wilderte die Tiere in Sango aus. Impalas und Gnus, Paviane und Leoparden befanden sich schon auf dem Areal, sie waren von der Wasser-Pipeline, die vom Vorbesitzer für die Tränken der Rinder gebaut worden war, angelockt worden. Geparden und Wildhunde kamen von selbst hinzu. Das Konzept ging auf: Die Tiere vermehrten sich rasch, immer mehr Vogelarten wählten Sango als Nistplatz. Auch die Zahl der Mitarbeiter wuchs. Heute beschäftigt Pabst 135 Angestellte.

Pabsts Liaison mit Afrika reicht weit zurück. Sie begann 1964 in Südafrika. In Hamburg hatte er eine Ausbildung zum Expeditions- und Schifffahrtskaufmann gemacht, ehe es ihn in die Ferne zog. Vier Jahre blieb er in Südafrika. „Es war eine tolle Jugendzeit“, sagt er. Aber es war auch die Zeit der Rassenrennung. 1960 wurde das Land nach dem Sharpeville-Massaker, bei dem in einem Township in der heutigen Provinz Gauteng 69 Demonstranten ermordet wurden, international isoliert. Nelson Mandelas Afrikanischer Nationalkongress nahm den bewaffneten Kampf auf. Bis 1966 regierte Premierminister Hendrik Verwoerd, als „Architekt der Apartheid“ bekannt, nach seiner Ermordung dann Balthazar Johannes Vorster, ebenfalls ein Hardliner.

Am nachhaltigsten prägte eine Jagdsafari mit dem britischen Krokodiljäger Bobby Wilmot den jungen Deutschen. Wilmot hatte im Okavango-Delta eine Lizenz für den Abschuss von 2000 Krokodilen im Jahr. Pabst, damals 21 Jahre alt, knatterte mit einem Borgward Isabella über die rote Erde nach Botswana. Noch heute schwärmt er von den Zebraherden, den Dörfern und Höhlen der Buschmänner, der nächtlichen Krokodiljagd in den Sepopa-Sümpfen. Zwei Wochen lang war er mit Wilmot unterwegs. „Für jedes Krokodil hatten wir einen Schuss, das größte war 17 Fuß lang.“ Tagsüber erlegten die Männer Büffel, abends im Camp machten sie aus deren Fleisch Biltong, Trockenfleisch. „Seit damals bin ich mit dem Wildlife-Virus infiziert“, sagt Pabst.

Er liebte Afrika, hatte aber seine Probleme mit den „verkrampften Buren“, wie er sagt. 1968 ging er deshalb für die Hamburger Expedition Kühne & Nagel nach Persien, ins Land des Schahs Reza Pahlevi. 1970 kehrte er zurück nach Südafrika und arbeitete im Außenhandel. 1980 verschlug es ihn wieder nach Hamburg, wo er als Schifffahrts- und Transportkaufmann für die Containerfirma SSI aus San Francisco arbeitete – zuständig für die Geschäfte mit Europa, dem Nahen Osten und Afrika. Bald machte sich Pabst mit zwei Geschäftspartnern selbständig



Martialischer Auftritt: Clemence Bryce (Zweiter von rechts) zieht mit seinen Wildhütern in den bewaffneten Kampf gegen Wilderer in Sango.

und gründete die Firma Triton Holdings Ltd., die auf der ganzen Welt Container für Frachtschiffe verleiht. Mit Hilfe eines Geldgebers aus der Pritzker-Familie, die zu den Gründern der Hyatt-Hotelgruppe gehört, wurde Triton schnell Weltmarktführer – und Pabst wurde reich. 1989 stieg er ins Geschäft mit Bodenschätzen ein, erwarb in Südafrika Minen: Chromerz, Andalusit, Tantalit.

Als ihm 1992 angetragen wurde, sich an dem Projekt in Zimbabwe zu beteiligen, hatte er Bedenken. Nachdem die Devuli-Ranch zerschlagen war, wurden Interessenten gesucht, die das Gelände in ein Naturschutzgebiet, die Save River Conservancy, umwandeln sollten. Doch im ehemaligen Rhodesien herrschte seit 1980 der Kommunist Robert Mugabe, und er trieb das Land, das einmal als Kornkammer des südlichen Afrikas galt, immer weiter in den Ruin. Es sollte noch gut zehn Jahre dauern, bis Mugabe seine Leute auf weiße Farmer hetzte und sie gewaltsam aus seinem Herrschaftsgebiet vertrieb. Doch schon damals war nicht zu übersehen, welche katastrophalen Auswirkungen die maoistischen Experimente auf afrikanischem Boden hervorbrachten. Pabst sagte trotzdem Ja – er hatte sich auf Antrieb in die Landschaft im Lowveld verliebt.

Der südafrikanische Dokumentarfilmer Kim Wolluter kann die Liebe zu Sango nachvollziehen. Vor drei Monaten hat er hier mit Frau und Kleinkind sein Quartier aufgeschlagen. Wolluter, 60 Jahre alt, ist seit 35 Jahren im Geschäft. Er hat preisgekrönte Filme gedreht, über Geparden, Löwen oder Leoparden, hauptsächlich aber über Tiere, denen gemeinhin wenig Sympathie entgegengebracht wird – über Hyänen zum Beispiel. Seine dritte Hyänen-Dokumentation ist bald fertig.

Den Raubtieren werden oft alle möglichen niederen Eigenschaften zugeschrieben. „Mordlust, Raubgier, Grausamkeit, Blutdurst, Hinterlist und Tücke“ sei „gewöhnlich das geringste“, was der Mensch ihnen attestiere, schrieb der Zoologe Alfred Brehm im 19. Jahrhundert. Auch Wolluter fand, den Hyänen werde Unrecht getan. Er bewies vor einigen Jahren mit aufsehenerregenden Nachtaufnahmen, wie die vermeintlichen Schmarotzer Gazellen erlegt hatten und dann von einem Löwenrudel vertrieben wurden, das zu faul war, selbst zu jagen, und sich an der Beute Anderer bediente. Bis dahin hatte man Löwen als Jäger betrachtet und Hyänen als diejenigen, die sich über das Aas hermachten. Wolluter will mit solchen Mythen aufräumen. „Die meisten Safarituristen kennen sich bestens mit der afrikanischen Tierwelt aus“, sagt der Filmemacher. „Aber alles, was sie wissen, stammt aus dem Film ‚König der Löwen.‘“

Wolluter gegen Disney – eine Sisyphusarbeit, er weiß das. Aber wer sollte den Job angehen, wenn nicht er? Wolluters Großvater Harry, Jahrgang 1877, war als junger Mann erster Wildhüter eines 1898 eingerichteten Tierschutzgebiets im Transvaal gewesen. Das Gebiet zwischen Sabie und Crocodile River bildet den Kern des 1926 gegründeten und mittlerweile 20.000 Quadratmeter großen Kruger-Nationalparks im Norden Südafrikas. Noch heute erzählen Touristenführer ihren Gästen abends am Lagerfeuer die Geschichte, wie Harry Wolluter 1903 auf einem Patrouillenritt von zwei Löwinnen angegriffen und zu Boden gerissen wurde. Das Pferd war davongaloppiert. Eine Löwin hatte Wolluter siegessicher an seiner rechten Schulter unter einen Baum gezerrt, um ihr Mahl zu genießen, als der Wildhüter mit der linken Hand in die Messerscheide griff und der Raubkatze zweimal die Klinge ins Herz und einmal ins Genick stieß. Danach rettete er sich stark blutend auf den Baum, bis Hilfe kam. Messer und Löwenhaut sind noch immer im Kruger-Park ausgestellt.

Wolluters Vater setzte die Familientradition fort und wurde Chief Warden im Kruger-Nationalpark. Und nun ist Kim Wolluter im Busch unterwegs. Für seine Arbeit hat er einen Toyota Hilux umgebaut. Neben das Lenkrad hat er ein Stativ für die Kamera montiert, Dach und Fensterscheiben entfernt und den Beifahrersitz zur Liege umgebaut, auf der er zwischendurch ausruhen kann. 90 Prozent der Arbeitszeit verbringe er nachts im Wagen, sagt er. Wie auch jetzt. Seit Stunden rumpelt Wolluter in seinem Gefährt durch das Revier von Willy Pabst. Im Lichtkegel des Handscheinwerfers hat er eine hinter einem Gebüsch schlafende Löwin erspäht, auch eine Herde Elefanten und ein paar Schakale. Nur von den Tieren, die er gerade aufspüren will, ist nichts zu sehen.



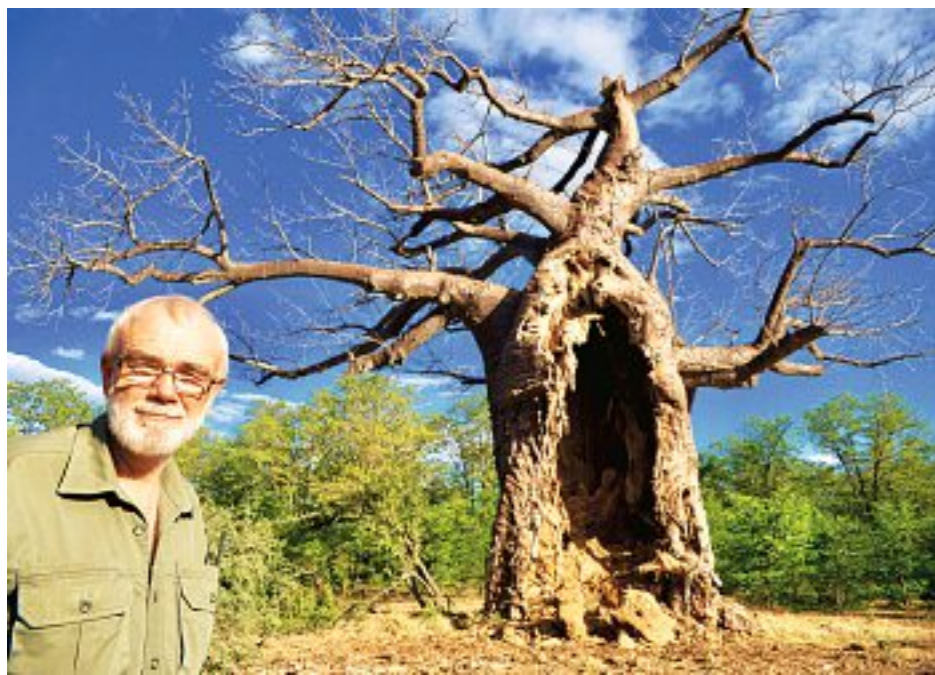
Wolluter, gegen die nächtliche Kälte in einen offenen Schlafsack gehüllt, arbeitet an einem Film über Honigdachse, für den er zwei Jahre Arbeitszeit einkalkuliert hat. Das Werk soll im ZDF und im ORF ausgestrahlt werden. „Es sind schüchterne Tiere, über die man nicht allzu viel weiß“, sagt Wolluter. Bislang gebe es erst drei Dokumentationen über sie. „In zweien wurden Tiere in Gefangenschaft beobachtet, und der einzige, der in der Wildnis gedreht wurde, stammt aus der Kalahari, also einem ganz anderen Habitat.“

Die Arbeit ist mühsam. Seit drei Monaten ist Wolluter jede Nacht unterwegs, aber er hat noch kein einziges Exemplar der Räuber aus der Familie der Marder zu Gesicht bekommen. Honigdachse gehen fast ausschließlich in der Dunkelheit auf die Jagd nach kleineren Reptilien, Säugtieren, Vögeln oder Honig. Den Rest der Zeit pflegen sie in unterirdischen Bauten zu verbringen. Doch Wolluter ist geduldig. Er hat Fallen aufgestellt. Sollte ein Weibchen hineintappen, wird es mit einem Sender ausgestattet und kann so in den nächsten Monaten verfolgt werden. Männliche Honigdachse sind für den Filmemacher uninteressant, weil sie keine Jungen bekommen.

Die Arbeit als Ein-Mann-Team ist extrem zeitaufwendig. Die BBC, sagt Wolluter, setzte für ihre Dokumentationen schon mal 15 Autos ein, nur um die Tiere zu suchen. Das kann er sich leisten. Doch er denkt ohnehin in größeren Dimensionen. Er hat schon mal zehn Jahre im nahegelegenen Malilangwe Wildlife Reserve verbracht, und die nächsten zehn Jahre würde er nun gerne in Sango zubringen. „Der Artenreichtum ist in diesem Gebiet großartig“, sagt er, „auch das Ökosystem ist intakt.“

Das sei dem vorbildlichen Wildlife-Management geschuldet, auch Clemence Bryce und seiner Anti-Wilderer-Einheit. Allerdings sei das Gebiet aus genau diesem Grund auch in Gefahr. „Die Elefanten fressen alles kahl“, sagt Wolluter. „Sie haben keine natürlichen Feinde, aber unersättlichen Hunger.“ Bis zu 150 Liter Wasser säuft ein Afrikanischer Elefant am Tag, und er frisst bis zu 200 Kilogramm Blätter, Gras und Früchte.

Die Zahl der Elefanten, die sich permanent in Sango aufhalten, ist von 560 im Jahr 1995 auf rund 900 gestiegen. Genau lässt sich das nicht sagen, da Sango Teil der größeren Save Valley Conservancy ist und zwischen den verschiedenen Teilen keine Zäune die Migration stören. Insgesamt leben rund 2500 Elefanten in dem Gebiet – viel zu viele. Im vergangenen Jahr hat Pabst deshalb 100 Elefanten von Sango zum rund 800 Kilometer entfernten Sambesi umsiedeln lassen. Es war ein kompliziertes und



Gefahr für die Baobabs: Manager David Goosen warnt vor den Folgen der Elefanten-Überpopulation.



Auf der Jagd nach Bildern: Filmemacher Kim Wolhuter ist oft für Dreharbeiten in Sango unterwegs.

kostspieliges Unterfangen, da die Tiere von Hubschraubern aus der Luft betäubt und danach auf Lastwagen geladen werden mussten. In den Transportern kamen sie wieder zu Bewusstsein und hatten dann eine 24 Stunden lange Reise auf engem Raum vor sich. Viel länger dürfen solche Transporte nicht dauern, will man die Tiere nicht in Gefahr bringen und unnötig quälen.

Eine Umsiedlung aus Gebieten, in denen es zu viele Tiere gibt (wie in Botswana und Zimbabwe), in Regionen, in denen viel zu viel gewildert wurde (wie in Kenia und Tansania), ist deshalb nicht möglich. Rund 300.000 Dollar hat die Aktion damals gekostet, und dennoch hätten sie noch immer ungefähr 200 Elefanten zu viel in Sango, schätzt Pabst. Im nächsten Jahr soll die nächste Umsiedlung innerhalb Zimbabwes stattfinden.

Als Pabst vor zwei Jahren versuchte, rund 6000 Tiere – darunter Elefanten, Büffel, Zebras, Giraffen – ins benachbarte Moçambique zu bringen, intervenierte in letzter Minute das zimbabwische Militär und verhinderte den Transport: Die Tiere gehörten dem zimbabwischen Volk und dürften nicht ins Ausland gebracht werden. Dabei sollte die Aktion, vom britischen „Guardian“ als „Arche Noah auf Lastern“ gefeiert, einem Land zugutekommen, das während eines jahrzehntelangen Bürgerkriegs einen großen Teil seiner Wildtiere verloren hatte. Sango hingegen, das unter Überpopulation leidet, hätte sie entlastet. „Wir haben zu viele Elefanten, wir haben zu viele Löwen, wir haben zu viele Wildhunde“, sagt Pabst. „Eigentlich müssten wir jedes Jahr 1000 bis 2000 Tiere loswerden.“ Derzeit lebten in Sango alleine 8000 Impalas, die ideale Zahl liege bei 6000.

David Goosen kennt die Schäden, die Elefanten in Sango anrichten, genau. Der Sechzigjährige ist seit 1997 General Manager des Wildschutzgebiets. „Ganze Landstriche Sangos sind schon verwüstet“, sagt er. Besonders litten die Baobabs, deren Rinde von den Elefanten zerstört wird und die dadurch Schädlingen schutzlos ausgeliefert sind. „Ein gesundes Ökosystem verträgt nur eine gewisse Anzahl von Elefanten, sonst kollabiert es irgendwann.“

Mit romantischen Vorstellungen europäischer Tierfreunde, die das Keulen von Tieren oder die Trophäenjagd ablehnen, könnten viele Afrikaner nichts anfangen. „Ihr habt in euren europäischen Wäldern doch auch Jäger, die den Bestand erhalten und sich um das ökologische Gleichgewicht kümmern“, sagt Goosen. „Dagegen führt niemand Klage.“ Dabei verhalte es sich dort nicht viel anders als in Afrika. Die Zersiedlung auf dem Kontinent mit dem größten Bevölkerungswachstum der Welt sei so weit fortgeschritten, dass die Natur keine Chance mehr habe, sich selbst zu regulieren. Eingriffe seien nicht verwerflich: „Männer wie Pabst, die sich um den Erhalt der Tierwelt kümmern, sind ein Segen für Zimbabwe.“

Dann öffnet er die Tür zum Safe. Säuberlich beschriftet lagern hier Stoßzähne von Elefanten, die eines natürlichen Todes gestorben sind. Ihr Elfenbein könnte viel Geld einbringen. Etliche Länder sitzen seit Jahren auf solchen Schätzen. Das Problem ist nicht neu: Staaten, die in der Vergangenheit sorgsam mit ihrem Wildtierbestand umgegangen sind, beklagen seit langem das 1990 beschlossene Verbot des Handels mit Elfenbein. Es bestrafe jene Länder, die unter zu vielen Elefanten litten und dringend

WILD LIFE

Einnahmen benötigten, um das kostspielige Wildlife-Management zu finanzieren, argumentieren sie. Seit Jahren kämpfen Botswana, Namibia, Zimbabwe, Südafrika und Sambia daher um eine Lockerung der Regelung – vergeblich. Länder wie Kenia und Tansania, die massiv unter Korruption und Wilderei leiden, lehnen ein Ende des Verbots strikt ab. Unterstützung erfahren sie von Tierschutzorganisationen, die befürchten, eine Aufhebung des Verbots könne verheerende Folgen haben. Dabei sagt selbst ein Verein wie „Pro Wildlife“, es sei unbestritten, „dass die Elefantenbestände Afrikas aufgrund von Wilderei, menschlichem Bevölkerungsdruck und natürlichen Gegebenheiten ungleich verteilt sind: Der Großteil lebt im südlichen Afrika, Botswana hat mit etwa 130.000 Tieren den größten Bestand.“ In Zimbabwe sollen es mehr als 83.000 Tiere sein. Allein diese beiden Länder beherbergen fast zwei Drittel aller Afrikanischen Elefanten.

„Einer der Gründe dafür, die selten erwähnt werden, ist, dass in den sechziger Jahren im südlichen Afrika der private Besitz von Wildtieren gestattet wurde, während er in Ländern wie Kenia seitdem unter Strafe steht“, sagt Pabst. „Die Folge war, dass in Ostafrika plötzlich hemmungslos gewildert wurde, während der Wildtierbestand etwa in Südafrika, wo sich Investoren um ihre Schützlinge kümmerten, rapide anstieg.“

In den sechziger Jahren hatten noch 170.000 Elefanten Kenias Savannen bevölkert. Nach Jahrzehnten grausamer Massaker waren es 1989 nur noch 19.000. Damals sei die



Unersättlich: Die Elefanten setzen der Vegetation schwer zu.



Unverkäuflich: Stoßzähne von natürlich verendeten Elefanten

Elefantenwilderei „fast zu einer Seuche des gesamten Kontinents geworden“, erinnert sich der langjährige Chef des staatlichen Kenya Wildlife Service, Richard Leakey. „Auf der Jagd nach Elfenbein schlachteten die Wilderer, die oft mit Kalaschnikow-Sturmgewehren ausgerüstet waren, die Elefanten in Kenia und Tansania ab und jagten Herden bis in die Zentralafrikanische Republik und nach Angola.“ In Kenia stieg der Bestand später wieder auf 25.000 an, doch die Lage im benachbarten Tansania hat sich dramatisch verschlechtert: Dort sank die Zahl der Elefanten zwischen 2009 und 2015 von 148.000 auf 44.000.

Ähnlich verläuft die Entwicklung bei Nashörnern. Zur Zeit wird ihre Zahl in ganz Afrika auf 25.000 geschätzt, davon leben rund 20.000 in Südafrika. Auch viele Nashörner, die heute wieder in Ostafrika heimisch sind, stammen ursprünglich von dort – anders als die schwereren Elefanten lassen sie sich leichter über weite Strecken transportieren. Allerdings klagen in Südafrika die Züchter über große Schwierigkeiten. John Hume, der bekannteste von ihnen, hat angekündigt, seinen Betrieb einzustellen. 1600 Nashörner befinden sich noch auf seiner Buffalo Dream Ranch, umgerechnet 85 Millionen Euro hatte er in die Zucht investiert. Alle zwei Jahre lässt Hume seinen Tieren die Hörner stutzen, damit sie für Wilderer unattraktiv werden. Mittlerweile lagern sechs Tonnen Horn im Schwarzmarkt wert von 360 Millionen Euro in Humes Tresoren. Doch dem Geschäft wurde die Grundlage entzogen: Im Jahr 2009 verbot Südafrika den Verkauf von Rhinozeros-Horn. Und Nashörner für private Tierreservate zu züchten ist nicht mehr rentabel, seit die Kosten für den Schutz der Tiere wegen der Wilderei in die Höhe geschossen sind.

Für Willy Pabst ist Sango eine Herzenssache. Die lässt sich der Unternehmer einiges kosten. Ausgaben von jährlich 1,1 Millionen Dollar stehen Einnahmen von 600.000 Dollar gegenüber. Das Geld wird mit Jagdtouristen verdient, vorwiegend aus Amerika. Für die Pirsch auf Impalas, Gnus und Büffel zahlen sie 1800 Dollar am Tag, für Löwen und Elefanten 2200 Dollar. Eine durchschnittliche Safari dauert 21 Tage. Dazu kommen die Preise für die erlegten Tiere: 60.000 bis 80.000 Dollar für einen Elefanten, 80.000 bis 100.000 Dollar für einen Löwen.

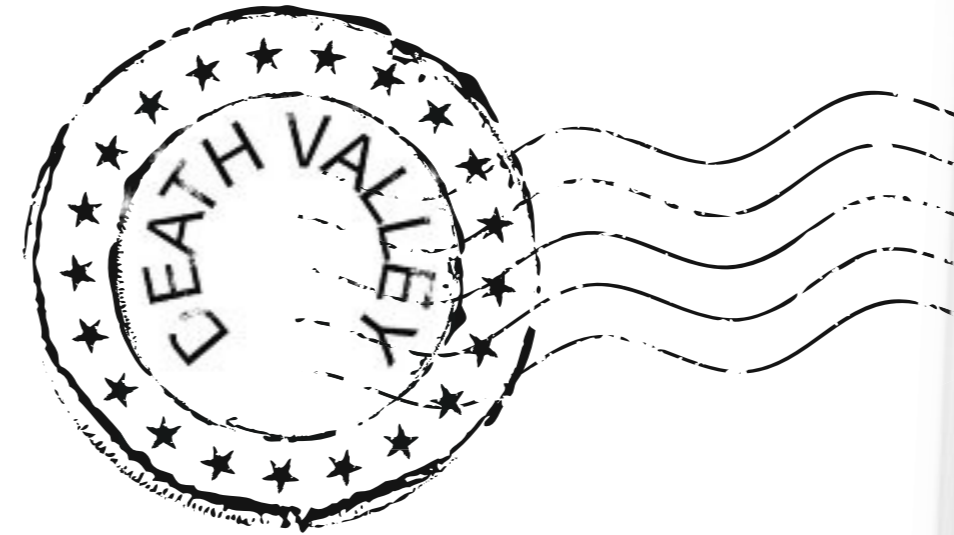
„Wir halten uns streng an die Auflagen“, sagt Pabst. „Jedes Jahr wird eine Quote festgesetzt, und gejagt werden nur alte männliche Tiere, die nicht mehr reproduktionsfähig sind.“ Nur 0,2 bis ein Prozent von Sangos Tierpopulation dürfen jährlich zur Jagd freigegeben werden. Zur Entlastung des Ökosystems tragen solche Mengen nicht bei. Sie helfen höchstens finanziell.

Allerdings geraten die Jäger zunehmend unter Druck. Immer häufiger erlassen Länder Einfuhrverbote für Trophäen. Es sei illusorisch zu glauben, mit Fototouristen allein ließen sich Einnahmen generieren, mit denen man Reservate wie Sango am Leben erhalten könnte, so Pabst. Aber was auch geschieht: Willy Pabst wird in Sango bleiben. 1999 überlebte er einen Flugzeugabsturz. Daraufhin verkaufte er seine Anteile an der Containerfirma und zog nach Afrika. Als Mugabe seinen Feldzug gegen weiße „Kapitalisten und Imperialisten“ begann und einen Schlägertrupp nach Sango schickte, blieb er standhaft. So einer wirft die Flinte nicht so schnell ins Korn. ◀

Am Aussichtspunkt Zabriske Point blickt man in die verwitterte und teils bizarre Felslandschaft des Nationalparks. Am besten am frühen Morgen oder am späten Nachmittag kommen, denn die steile Sonne nimmt den wellenförmig erodierten Felsen mittags ein wenig Glanz.



Grüße aus



Wegen der Hitze bricht man in den Nationalpark lieber früh auf.

Von Aylin Güler



Der Death Valley National Park liegt in der Mojave-Wüste, östlich der Sierra Nevada, zum größten Teil auf dem Gebiet Kaliforniens und zum kleineren Teil in Nevada. Durch den National Park verläuft von Ost nach West der California Highway 190.



Das Tal des Todes liegt nur wenige hundert Kilometer vom Pazifischen Ozean entfernt und gehört dennoch zu den trockensten und heißesten Gegenden der Welt. Am 10. Juli 1913 wurde eine Temperatur von 56,7 Grad gemessen – der bisher höchste auf der Erde gemessene Wert. Touristen werden an beliebten Anlaufpunkten mehrfach gewarnt, nach zehn Uhr morgens nicht zu wandern.



Der Hotel-Pool des Inn at Death Valley speist sich aus natürlichen Quellen mit einer konstanten Temperatur von 30 Grad. Weil ständig frisches Quellwasser einläuft, muss das Schwimmbad nicht chemisch behandelt werden.



„The Last Kind Words Saloon“ bringt den Wilden Westen zurück in die Wüste. Zur Einrichtung des Restaurants gehören alte Filmplakate, „Wanted“-Flugblätter und ausgestopfte Wildtiere. Die reichhaltige Speisekarte bietet von Steak über Pasta bis zu lokalen Bieren vom Fass alles, was man an einem heißen Tag eigentlich nicht zu sich nehmen sollte.

Am Devil's Golf Course ist es mit dem Laufen nicht ganz so einfach. Stark zerklüftete und scharfkantige Salzstrukturen ragen teilweise bis auf Kniehöhe. „Nur der Teufel könnte hier Golf spielen.“ Die unbefestigte Zufahrtsstraße ist nach Regenfällen häufig unpassierbar.

Heiß und trocken

Der VDP präsentiert in Wiesbaden Große Gewächse – und einige Überraschungen des Weinjahrs 2018.

Von Fabian und Cornelius Lange

MOSEL 2018

Weingut Peter Lauer – Feils: Dionysische Schieferdämmerung. Rauchige Schieferverlockungen spannen einen Bogen vom tiefsten Untergrund hin zu ätherisch flüchtigen Sphären des Saar-Rieslings. Kühle Zitrusfrucht mit Zischfaktor und feiner Eleganz, sehr fein, salzig und lang. 93 Punkte

Weingut Maximin Grünhaus – Herrenberg: Herber Schieferduft, im Mund herrliche Kraft und feine Eleganz. Verspielt, nachhaltig, intensiv. Davon sollte sich die Queen für ihren Hunderten schon mal was zur Seite legen. Zum Fisch, natürlich. 94 Punkte

Weingut von Othegraven – Bockstein: Spontan vergoren, unklarer Duft. Wirkt im Mund ungewohnt sauer, leicht schmutzig mit unklaren Gärnoten. 87 Punkte

RHEINGAU

Weingut Bathasar Ress – Wisselbrunnen: Neuer Stil im Hause Ress: feiner Duft, mineralisch. Im Mund ganz klar, gradlinig, ohne Allüren von geradezu natürlicher Schönheit. Animierendes Finale. 92 Punkte

Weingut Prinz – Jungfer: Ein Laserstrahl: Präzision pur, alle Kraft auf einen Punkt. Konzentriertes und durchdringendes Riesling-erlebnis. Salzig. Klassisch und groß! 94 Punkte

Weingut August Kessler – Berg Roseneck: Sehr filigrane Nase, elysische Höhen, zart und feingliedrig. Schieferbetont, geschliffen bis in die Spitzen. Grandios. 94 Punkte

Weingut Wilhelm Weil – Gräfenberg: Spritzig, fitnessreich, geheimnisvoll, agiert mit kunstvoll verborgener Frucht. Exzellentes Säurespiel, herrliches Finish, wunderbar mineralisch. Exzellent. 94 Punkte

Weingut Kloster Eberbach – Baikenkopf: Zurückhaltender Duft, gradlinig im Mund, ganz klar gespürt, frisch geradeaus, herrlich lang. Kühler Typ, sehr fein. 94 Punkte

Weingut Joachim Flick – Königin Victoriaberg: Duft nach Bienenwachs, Calendula. Die Säure löst sich aus dem Geschmacksgeschehen. Endet etwas stumpf. 88 Punkte

MITTELHEIN

Weingut Matthias Müller – An der Rabenlei: Saftiger Aprikosenduft, florale Noten. Ein Hauch Zimt, wirkt total entspannt. Nicht bis zum

Der Sommer 2018 bleibt mit Dauersonnenschein und Temperaturrekorden in Erinnerung. Im Weinbau waren die Erwartungen hoch, gilt doch in unseren Breiten die uralte Faustformel: Je wärmer das Jahr, desto besser der Wein. In den Zeiten der Erderwärmung aber geht dieser Spruch nach hinten los, denn Pflanzen können sich kein Plätzchen im Schatten suchen, wenn ihnen übergroße Hitze zu Kopf steigt. Mit Temperaturen, die 2,8 Grad über dem langjährigen Durchschnitt lagen, markiert 2018 eine Zäsur.

Das zumindest zeigt der Blick auf die Großen Gewächse des Verbands Deutscher Prädikats- und Qualitätsweingüter (VDP), die Anfang September offiziell in den Verkauf gekommen sind. Die Hitze hat der deutschen Paradesorte Riesling Brillanz und Frucht geraubt. Und so mag ausgerechnet 2018 eine Enttäuschung sein für alle, die sich Spitzenrieslinge erhoffen. Gerade bei den Weinen aus der wärmeren Pfalz und aus Rheinhessen ist das zu spüren; hier dominiert oft alkoholische Kraft ohne die rieslingtypische, flirrende Raffinesse. Ein weiteres Phänomen ist der „Untypische Alterungston“, der sich als stumpfe Grundaromatik bemerkbar macht und den Wein wie frühvergeist schmecken lässt. Er tritt auf, wenn die Reben bei Hitze unter Trockenstress leiden und aufgrund der Mangelversorgung zu wenig Stickstoff aufnehmen. Einige der vorgestellten Weine waren davon betroffen. Der Verband sollte über eine

Reform des internen Qualitäts-Screenings nachdenken, um zu vermeiden, dass derart betroffene Weine als Repräsentanten des deutschen Spitzenweins auf den Markt kommen.

Nach dem Rekordsommer wurde die Weinsäuerung zugelassen, um die Harmonie im Wein nachträglich zu verbessern. Leider haben einige Erzeuger nicht das nötige Fingerspitzengefühl, und 2018 finden sich unharmonisch säurebetonte Vertreter unter den präsentierten Großen Gewächsen. Da stellt sich die Frage, ob es richtig ist, die Großen Gewächse innerhalb des aktuellen Jahrgangs zu bewerten oder im Vergleich zu vorangegangenen Jahrgängen. Die Ausnahme-situation muss in die Bewertung einfließen.

Für das ganz große Punktefeuerwerk bei vielen Spitzenlagen hat es daher nicht gereicht. Eine Rebsorte wie der Riesling ist als Cool-Climate-Spezialist auf gemäßigte Temperaturen im Weinberg angewiesen; nur dann kann diese sensible Sorte stressfrei stoffwechseln und ihre wahre aromatische Größe entwickeln. Tendenziell wurden jene Erzeuger belohnt, die die Vorteile kühlerer Lagen für sich zu nutzen wussten und die Traubenlese nicht länger als unbedingt nötig hinauszögerten, so im Rheingau und an Mittelrhein und Mosel. Diese Kombination scheint für uns der Schlüssel zu fruchtbetonten und vitalen Rieslingen zu sein, wie die reiferen Vertreter aus den Jahren 2016 und 2017 bewiesen, die teilweise erst dieses Jahr angestellt wurden.

Opulenter Start, hat Saft und viel Kraft. Zeigt Tiefe und Länge, guter Nachhall. 90 Punkte

Weingut Geh. Rat Dr. von Bassermann-Jordan – Freundstück: Dominante Holznoten in der Nase. Die breite Frucht wird von der Eiche überlagert. Der deutliche Holzkontakt ist ein bisschen zu viel des Guten. 89 Punkte

Weingut Ökonomierat Rebholz – Im Sonnenschein: Zitrusnoten im Duft, gelbfruchtig, leicht spontane Gäreinflüsse in der Aromatik. Reife Säure, grüngelbe Assoziationen an Limetten sowie an Grapefruit. Minimalistischer Riesling mit Durchschlagskraft, keine Überreife spürbar. Ein Riesling, der beweist, dass die Limitierungen des Klimas durch Arbeit im Weingarten gesteuert werden können. 91 Punkte

Weingut Philipp Kuhn – Im Großen Garten: Gebackene Frucht, Trockenaprikosen. Im Mund kraftvoll, aber wenig verspielt und differenziert. Säure wirkt ungenügend. Guter Nachhall. 89 Punkte

FRANKEN

Zehnthof Luckert – Maustal: Duft nach warmer Erde. Vielfältig, spielerisch changierend. Dabei eher weich und cremig vom Typ und schöne Reife, ausgewogen ohne Bitterkeit. Klares Finish. 91 Punkte

Staatlicher Hofkeller Würzburg – Pfüßen: Viel Mineral, ausgewogene aktive Säure, sehr fein und kraftvoll. Exzellenter Verlauf. Brillantes Finale. 92 Punkte

Weingut am Stein – Stein: Die Selektion im Weinberg hat sich gelohnt, im Fokus standen die Trauben mit viel Frische und höheren Säurewerten. Ein Wein für Rieslingfreaks, die die minimalistischen Interpretationen dieser Sorte lieben. 91 Punkte

WÜRTTEMBERG

Weingut Fürst Hohenlohe Oehringen – Verrenberg: Duft nach nassen Steinen, Kräuternoten. Im Mund dynamisch dank perfekt ausgependelter Fruchtsäure. Herrliches Spiel und gute Kraft. Enorme Länge. 91 Punkte

Weingut Graf Neipperg – Schlossberg: Salzige Aprikosenfrucht. Im Mund viel Mineralität, nachhaltig, dabei elegant – viel Knochen, wenig Fleisch. Eindrucksvolle Länge. Sehr ausgewogen. 90 Punkte

Weingut Aldinger – Gips Marienglas: Wirkt verbraucht, unfrisch, bitter-sauer. 86 Punkte

2017ER JAHRGANG

Weingut Leitz – Berg Rottland: Feiner Schieferduft, Zitrusanklänge. Die Erde bebt. Salzig, tiefschürfend, bassgetriebene Schwingungen am Gaumen, breiten sich wellenförmig aus. Ein Erlebnis! 97 Punkte

Weingut Reichsrat von Buhl – Kirchenstück: Reifer Duft nach Ananas, Weinbergspfirsich, etwas Vanille, getrocknete Rosenblüten. Eine wahre Duftarchitektur schwebt über dem Glas. Knochenrocken, bis in die Spitzen kultivierte Fruchtsäure, pfeffrig, dabei rasant und rasiermesserscharf. Aus dem Kirchenstück herausgehauenes Weinbergprofil. 94 Punkte

SPÄTBURGUNDER

Weingut Rudolf Fürst – 2017 Centgrafenberg: Sandsteinnase. Rauchige Akzente, Mandarinen-schale, Lorbeer, Kirsche, Orientalisches Duftspiel. Stilsicher, dynamisch, tief, klar und ohne Ablenkung – ein Wein, der wie auf Schienen läuft. Enorme Länge. 93 Punkte

Weingut Benedikt Balthes – 2017 Hundsrück: Schwarzkirsche, Waldhimbeere, Rauch und Speck. Intensives Aromenspiel, anhaltend, feine reife Säurespitzen dynamisieren die Aromen. Brillante Länge und Tiefe. 93 Punkte

Weingut J. J. Adeneuer – 2017 Gärkammer: Freie Schieferfrucht, ohne Holz. Harzig-ätherisch, Thymian, Kräuterbonbons. Salzige Eleganz, verspielt, angenehme Säure, balsamische Noten, klingt sehr fein aus. 93 Punkte

Weingut Knipser – 2015 Im großen Garten: Kirschduft, erdige Noten, etwas Rauchspeck. Rhabarber und Gummi. Frisch. Lebendiges Spiel, aktiv und animierend, macht Lust. Appetitliche Frucht, lebendiges Tannin, rund, elegant und klingt herrlich lange nach. 94 Punkte

Weingut Dr. Wehrheim – 2016 Kastanienbusch „Köppel“: Duft nach Rosine, Mokka, Süße in der Nase. Holznoten, sehr reif, rund, fruchtsüßes Finale. 88 Punkte

Weingut Friedrich Becker – 2016 Kammerberg: Waldhimbeeren, Kastanienhonig, Tabakkiste, Assamtee. Duft und Mundgefühl erfrischend. Gradlinig, tief, lang anhaltend, integrales Holz, feinste Säurelinien, pure Eleganz auch in den Gerbstoffen, seidenweich schwebend am Gaumen. Grandioses Finish. 95 Punkte



SEKT
MANUFAKTUR

www.menger-krug.de

Charakter IST UNSER HANDWERK

Im Fokus von Menger-Krug steht die Herstellung von exzellenten Sekten aus hochwertigen deutschen Weinen in traditioneller Flaschengärung. Somit ist jede Flasche Menger-Krug durch etliche Handgriffe und viel Leidenschaft geprägt. Besuchen Sie uns in der Sektmanufaktur und erleben Sie puren Sektgenuss.



MENGER-KRUG

Der Manufaktur Sekt



Lässt auch Andere ihr Talent entfalten: Frédéric Malle ist Gründer des Parfum-Autorenlabs Frédéric Malle, bei dem er auf die Accents aigus seines Namens verzichtet.

Foto Helmut Fricke

Rose & Cuir ist eine Überraschung. Kaum aufgesprüht, blüht eine frische Rose, die kurz nach dem Regen ihre feuchten Blätter entfaltet. Doch schon in der nächsten Sekunde trifft eine weitere Note die Nase, die man nicht erwartet hätte: Leder. Passt das zusammen? Ja! Denn so entsteht ein Rosen-Chypre-Duft, der strahlt wie der blankgeputzte Himmel nach einem Frühlingsgewitter.

Auf Rosenduft kamen Frédéric Malle, der das Parfum herausbringt, und Jean-Claude Ellena, die „Nase“ hinter dem Duft, als sie an einer Flasche Rose de Rochas rochen. Das Parfum hatte Edmond Roudnitska Ende der vierziger Jahre für Marcel Rochas entwickelt. Als die Hommage an eine karmesinrote Rose aus der Flasche stieg, blickten sich Malle und Ellena an und wussten: Das wird das Thema des neuen Parfums.

Keine leichte Entscheidung, denn mehr als 70 Parfumvarianten rund um die Rose sind auf dem Markt, mal duften sie süß wie Zuckerrosen auf einer Geburtstagstorte, mal dunkel wie schwarzsamtene Züchtungen in marokkanischen Gärten. An der Rose will sich jeder einmal in seinem Leben versuchen – so wie jeder Theaterschauspieler von einer Shakespeare-Rolle träumt. Und siehe da: Man kann die Rose dabei noch einmal neu erfinden.

Jean-Claude Ellena, der in Grasse geboren wurde, war lange Hausparfümeur für Hermès und hat dabei Juwelen wie Parfum des Merveilles und Terre d'Hermès erfunden, die sich durch minimalistische Klarheit auszeichnen. Nun bringt Frédéric Malle den Namen des Duftkomponisten wieder auf eine Flasche. Mit dem Parfum-Autorenlabs arbeitete er schon 2000 zusammen, als Malle begann. Damals entwickelte er Angéliques Sous La Pluie, in dem Engelwurz auf Wacholder trifft.

Die Rückkehr des Chypre-Dufts

Das neue Parfum von Frédéric Malle kombiniert Rosenduft mit dem Geruch von Leder. Passt das?

Von Maria Wiesner

Für seinen neuen Chypre-Duft greift Ellena auf das Molekül Isobutyl Quinoline zurück. „Es ist ein Stoff, den man in vielen Düften der vierziger Jahre und in einigen aus den fünfziger Jahren fand“, sagt Frédéric Malle. In den vergangenen Jahrzehnten aber ist er in Vergessenheit geraten. Parfum-Autor Luca Turin ordnet dem Mole-

kül den „braunen Duft von Birkenteeröl“ zu, während die britische Parfumschichterin Lizzie Ostrom in ihm grüne Noten „wie von Salbei“ findet. Das klingt wenig verführerisch, ist aber die Basis für solche ikonischen Düfte wie Scandal von Lanvin, Cuir de Russie von Chanel und den Herren-duft Knize Ten, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden ist.

Umso spannender ist es jetzt, diese Duftmarke wiederzuentdecken, denn sie ist nicht angestaubt und schwer, sondern leicht und strahlend. Wie ein neues Paar Lederhandschuhe, das Katharine Hepburn tragen würde, um damit ein Flugzeug zu steuern. Und tatsächlich liegt der Ursprung von Lederparfum im Handschuh. L.T. Piver brachte 1908 das Parfum Peau D’Espagne, also „spanisches Leder“ heraus, das an die Ursprünge des Hauses Piver 1774 erinnerte. Damals verkaufte man parfümiertes Wachs für Lederhandschuhe – Duft trug man vor 1900 auf der Kleidung und nicht auf der Haut.

Warum also kamen Leder- und Chypre-Düfte aus der Mode? Fragt man Frédéric Malle, holt er ein wenig aus: „Als die Self-Service-Parfümerien begannen, die Regeln des Markts zu ändern, haben sich die gro-

ßen Häuser auf laute Kampagnen konzentriert.“ Es sei mehr um Stars gegangen als um die Düfte, für die sie warben. Zudem hätten die Chypre-Leder-Noten schlecht beim Testpublikum abgeschnitten. „Also haben sich die Häuser entschlossen, sie nicht herauszubringen.“ Erst seit sich Kunden auf der Suche nach *signature scents* den Nischenanbietern zuwenden, ändert sich das wieder. „Doch wenn man anfängt, sich mit Parfumschicht zu beschäftigen, dann geschieht das so, wie man klassische Musik entdeckt: Man beginnt nicht mit den subtilen Werken, sondern mit den starken.“

Die opulenten Oud- und Holzdüfte der vergangenen Jahre spiegeln das wider. Wer genug von dieser Schwere hat, sucht vielschichtiger Nuancen. So erregte Byredo vor zwei Jahren mit Bibliothèque Aufsehen – einem Duft nach reifen Pflaumen und ledergebundenen Folianten. Tom Ford zog mit Ombré Leather im vergangenen Jahr nach.

„Das hat jedoch nichts mit dem zu tun, was Jean-Claude Ellena kreiert hat“, sagt Malle. In der Tat ist Rose & Cuir eine konsequente Weiterentwicklung von Ellenas Hermès-Düften wie Kelly Calèche und Cuir d’Ange, bei denen er schon mit zarten Ledernoten spielte. „So wie Picasso von der blauen Periode zur rosafarbenen kam und letztlich den Kubismus erfand, so hat auch Jean-Claude Ellena zwei ganz unterschiedliche Schaffensphasen hinter sich“, sagt Frédéric Malle. „Er hat mit klassischen Pariser Kompositionen angefangen, dann sehr minimalistische Parfums gemacht, und nun ist es der Beginn einer neuen Ära.“

Und so wie vor fast 100 Jahren Chanel No 5 den opulenten Blumendüften der Konkurrenten mit Chypre Modernität entgegengesetzte, so nimmt sich Rose & Cuir in den derzeitigen Oud-Duftwolken aus – als Duft für das, was kommt. ◀



Es gibt ein Leben nach Hermès: Jean-Claude Ellena hat Rose & Cuir erfunden.



L É M A N G R A N D B L E U

Caran d'Ache hat sich von der landschaftlichen Schönheit des Genfersees und seinem Farbzauber zu einem Schreibgerät inspirieren lassen, das Fernweh weckt und uns träumen lässt. Das Léman Grand Bleu Schreibgerät überrascht ebenso wie er blendet. Durchscheinender blauer Lack lässt die fein eingravierten Wellen so intensiv glitzern wie das kristallklare Seewasser. Erhältlich als Füllfederhalter, Tintenroller, Kugelschreiber und Minenhalter.

Caran d'Ache. Die Exzellenz des Swiss Made seit 1915.

CARAN D'ACHE
Genève

carandache.com



Fragt man Fachleute, wie das Notebook der Zukunft aussieht, gibt es seit Jahren immer wieder dieselbe Antwort: Die Geräte werden flexibler, die Bauform unterstützt ganz unterschiedliche Einsatzbereiche, sowohl das konzentrierte Arbeiten im Büro wie auch den Lektüreabend auf dem Sofa. Eine abnehmbare Tastatur ist die eine Idee, der drehbare Bildschirm eine andere.

Microsoft hat nun das Surface Neo vorgestellt, ein Notebook mit zwei 9-Zoll-Bildschirmen, klappbar und vielfältig konfigurierbar. Das gesamte Gerät soll nur 650 Gramm wiegen, die Anzeigen sind berührungsempfindlich und unterstützen den Einsatz eines Stifts. Die beiden Bildschirme sind nicht durchgängig verbunden, sondern klar begrenzt, das Scharnier lässt sich um 360 Grad klappen. Eine magnetische Minitastatur kann an den unteren Bildschirm gehftet werden. Das Betriebssystem erkennt das angedockte Keyboard und passt die Displayanzeige an.

Interessanterweise läuft das Surface Neo, wenn es im kommenden Jahr erhältlich ist, mit einem neuen Betriebssystem namens Windows 10 X, über das man noch nicht viel weiß. Windows-Anwendungen von Microsoft sollen künftig den neuen Zwei-Bildschirm-Modus unterstützen und jeweils verschiedene Informationen anzeigen.

Auch bei diesem Gerät verspricht das Marketing einiges. Das neue Surface Neo sei „die nächste Kategorie“ von Computern, und man arbeite mit zwei Bildschirmen produktiver. Dass eine innovative Bauform hinsichtlich der Verkaufszahlen auch erfolgreicher ist, darf man getrost in Zweifel ziehen.

Das erste Yoga Book von Lenovo mit ungewöhnlicher Tastatur wurde zwar hoch gelobt, war aber ein Flop. Dass Scharnier und Klapp-Display nun ein neues Kapitel in der Geschichte des tragbaren Computers aufschlagen, ist zunächst nur eine steile Behauptung von Microsoft.

Tatsächlich sind es die unspektakulären Rechner, die sich am besten verkaufen. Selbst für einen moderaten Preis erhält man durchaus schöne Geräte. Man werde etwa einen Blick auf das Envy 13 von HP: Das ungewöhnliche Design mit klaren Konturen, abgeschrägten Gehäusekanten, einem

KLAPPT SCHON

Mit dem Surface Neo wirft Microsoft einen Blick in die Zukunft des Notebooks.

Von Michael Spehr

Chromring rund um das Touchpad sowie dem markanten Lautsprechergrill oberhalb der Tastatur fällt sofort auf. Das Aluminiumgehäuse wirkt hochwertig und verwindungssteif. Die Envy-Reihe ist schon länger auf dem Markt, und HP hat sie auch in diesem Jahr vorsichtig modernisiert. Das Envy 13 mit der Zusatzbezeichnung AQ 0001 NG kostet 900 Euro und ist mit 1300 Gramm ein Leichtgewicht, wie die teuren Oberklasse-Rivalen.

Unser Testgerät hatte eine nicht berührungsempfindliche 13-Zoll-Anzeige in Full-HD-Auflösung (1920 x 1080 Pixel) mit hoher Helligkeit (400 Nits) und Farbtreue. Leider spiegelt sie, das ist im hellen Büro ein Nachteil. Zwar misst der seitliche Display-Rand nur wenige Millimeter, aber nach oben hin ist es schon fast ein Zentimeter, und nach unten hin wundert man sich über drei Zentimeter ungenutzten, überflüssigen Trauerband wie bei älteren Notebooks. Nach hinten lässt sich die Anzeige bis zu einem Winkel von ungefähr 110 Grad klappen. Wer in der Win-

dows-Welt mehr Geld in ein Oberklasse-Notebook investieren will, landet meist beim Thinkpad X1 Carbon des chinesischen Herstellers Lenovo. Das sind edle Modelle für Geschäftsführer und Manager, robust und ausgereift. Die siebte Generation des Jahres 2019 ist dünner und leichter, das Neue wiegt nur 1,08 Kilogramm. Der Deckel besteht auf Wunsch aus einer gewebten Kohlefaserstruktur.

Die Qual der Wahl kann die Frage nach dem passenden Display nach sich ziehen. Mit der festen Diagonale von 14 Zoll stehen fünf Anzeigen zur Verfügung, die günstigsten in Full-HD-Auflösung mit einer Helligkeit von 300 und 400 Candela pro Quadratmeter. Die Anzeige, die unseres Erachtens für den geschäftlichen Einsatz eher geeignet ist, löst mit 2560 x 1440 Pixel auf, ist aber mit 300 Candela pro Quadratmeter nicht besonders hell. Unser Testgerät bot die 4K-Auflösung (3840 x 2160 Pixel) mit HDR und 500 Candela pro Quadratmeter. Schön und gut, aber der Haken besteht darin, dass auch dieses 4K-Display spiegelt. Dass die Anzeige sonst bestens in jedem gewählten Winkel arretiert und sich um maximal 180 Grad nach hinten drehen lässt, sei nicht verschwiegen. Die Preise beginnen bei 1650 Euro, und man kann mehr als 3000 Euro für einen solchen Boliden ausgeben.

Außerhalb der Windows-Welt bietet Apple mit seinen Macbook-Geräten ein neuerdings aufgeräumtes Angebot. Das kleine und leichte Macbook Air kommt als Einsteigergerät infrage, die Preise beginnen bei 1250 Euro. Wer das Macbook Pro wählt, muss mindestens 1500 Euro investieren, bekommt jetzt jedoch auch für die kleinsten Modelle die Touch Bar, welche die gewohnte Funktionsstastenreihe ersetzt und als berührungsempfindliches Mini-Display arbeitet. Die neuen Modelle mit zwei Thunderbolt-Anschlüssen erhielten einen größeren Akku, eine verbesserte Tastatur und aktuelle Vierkern-Prozessoren. Auch hier spiegelt allerdings die Anzeige. Indes loben Fachleute das Display als gestochen scharf, kontrastreich und mit hoher Farbtreue. Das kleine Apple Macbook Pro wiegt allerdings 1,37 Kilogramm und kann nicht nachträglich mit mehr Speicher oder schnellerem Prozessor auferüstet werden. ◀

ZEICHNUNG THILO ROTHACKER

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Hamburg / Köln / München / Stuttgart / Wien / Zürich

WHITE WALL

„MEIN LETZTES KONZERT? PRINCE! VOR ZWANZIG JAHREN“



Vor zwei Jahren war hier ihr Vater zu sehen. In seinem Schmuckunternehmen in Kopenhagen ist er auch mit 83 Jahren noch tätig. Aber seine Kinder, Søren und **Charlotte Lynggaard**, haben längst die Verantwortung für das Geschäft übernommen. Auf die Frage, ob er ein Stilvorbild habe, antwortete der Vater damals: Ja, seine Tochter Charlotte. Auch der 53 Jahre alten Goldschmiedin, der Chefdesignerin der Marke Ole Lynggaard, ist die Familie wichtig: Von ihrer Mutter bekam sie ein besonderes Kleidungsstück, und in den Ferien will sie, „dass wir alle zusammen sind“.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich beginne mit einem Saft für meinen Mann und mich und für die Kinder, wenn sie denn da sind: Apfel, Sellerie, Minzblätter, Rote Bete und Ingwer. Gegen zehn Uhr trinke ich dann noch einen Kaffee und esse dazu einen Keks.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Überall: hier in Dänemark, auf Net-a-porter, auf Reisen. Ich mag besonders die Flagship-Stores in Stockholm und Paris. Und sehr gerne kaufe ich auch in Sydney ein, wenn ich mal dort bin.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein altes Kleid aus Jerusalem. Meine Mutter hat es dort gekauft, als ich noch ein Baby war, und es war damals schon antik. Das Besondere daran ist, dass junge Frauen diese Art von Kleidern mit sehr viel Stickerei für sich selbst nähen und später darin heiraten. Es ist wunderschön. Ich habe meine Mutter mein ganzes Leben lang nach dem Kleid gefragt. Vor zehn Jahren hat sie es mir dann geschenkt. Ich trage es hin und wieder, es sieht auch nicht aus wie ein typisches Hochzeitskleid.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Vor zwei Tagen. Ich schreibe lieber mit der Hand, als zu tippen. Dafür sammle ich auch Briefbögen und Karten. Die kaufe ich immer schon mit dem Gedanken, wer sie später erhalten soll.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Ein großartiges Buch, an das ich immer wieder denke, ist „Virginia Woolf and Vanessa Bell: A Very Close Conspiracy“ von Jane Dunn.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Das ist eine Kombination aus Zeitunglesen, vor allem am Wochenende, und Nachrichtenschauen am Abend. Ich habe dafür aber auf jeden Fall lieber Papier in der Hand als ein digitales Endgerät.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Essen, Kinder, Kunst.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„Bohemian Rhapsody“.

Sind Sie abergläubisch?

Ein bisschen: die Leiter, die schwarze Katze, aber nichts Außergewöhnliches.

Worüber können Sie lachen?

Wenn sich jemand über mich lustig macht, lache ich einfach auch. Ich lache sehr gerne, lieber zu viel als zu wenig.

Ihr Lieblingsvorname?

Die Namen meiner Kinder: Sofia, Laura, Julius.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja, immer. Ich brauche mein Mittagessen und die Pause sehr dringend. Wir haben eine Kantine im Unternehmen. Da finden sich zwischen zwölf und 13 Uhr alle ein und nehmen sich die Stunde. Gäste sind auch willkommen.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich lebe sehr gerne in Dänemark. Aber ich habe auch mal ein paar Jahre lang in Frankreich gelebt. Und ich mag auch Australien.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Milch für den Kaffee. Ich bin wahrscheinlich einer der letzten Menschen, der noch Kuhmilch trinkt, echte Vollmilch. Außerdem: Minzblätter für den Saft und um mir damit Tee aufzukochen. Und ich esse jeden Tag Limette.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich liebe mein Auto, aber ich fühle mich auf dem Fahrrad freier.

Was ist Ihr größtes Talent?

Die Leute sagen mir, ich hätte einen siebten Sinn. Dass ich häufig wisse, was später so dann auch wirklich eintritt. Das ist als Designerin natürlich praktisch. Hoffentlich entwerfe ich früh das, was Menschen später haben wollen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Meinen Kindern sagen, dass sie besser auf sich aufpassen müssen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Marilyn Monroe, Pablo Picasso.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Das Schlangenarmband, das mein Vater mir geschenkt hat, lege ich nie ab. Ich schlafe auch damit. Mehr kommt erst dazu, wenn ich das Haus verlasse. Ohne Schmuck würde ich mich nackt fühlen, aber abgesehen von dem Schlangenarmband wechsele ich ihn jeden Tag. Eine Uhr trage ich nicht.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ich reagiere allergisch auf Parfüm, deshalb verwende ich ätherische Öle.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Ich liebe die Zeit mit meiner ganzen Familie in unserem Sommerhaus nördlich von Kopenhagen. Das Wichtigste ist, dass wir alle zusammen sind. Insofern hatte ich auch tolle Momente mit ihnen auf Ibiza, Mallorca und in Australien.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Das ist mir ein bisschen peinlich zuzugeben: Mein letztes Konzert war eines von Prince. Das muss 20 Jahre her sein. Ich mag Musik sehr gerne, aber Konzerte sind nicht so mein Ding.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Mehr Zeit, um kreativ zu sein.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Entweder ein Glas Chardonnay oder ein Corona. Beides immer mit Eiswürfeln.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

NOMOS GLASHÜTTE



Tangente Update. Made in Germany. NOMOS-Bestseller Tangente wird zu Tangente neomatik 41 Update – mit Ringdatum und einer völlig neuen Kalibertechnologie. Dafür wurde die Automatikuhr bereits vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Grand Prix d'Horlogerie de Genève. Im besten Fachhandel erhältlich, etwa hier: Aachen: Lauscher, Lückler; Augsburg: Hörl, Karin Bauer; Berlin: Christ im KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bonn: Hild; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Gadebusch; Lübeck: Mahlberg; München: Bernhard Kiefer, Fridrich; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Wempe, Bucherer und Rüschenbeck sowie hier: nomos-glashuette.com



LADY-DATEJUST

Als Synonym für zeitlose Eleganz und Raffinesse, ausgestattet mit der einzigartigen Technik und den neuesten Entwicklungen von Rolex, hebt die Lady-Datejust ihre klassische Schönheit auf ein neues Niveau. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

BUCHERER

1888

bucherer.com